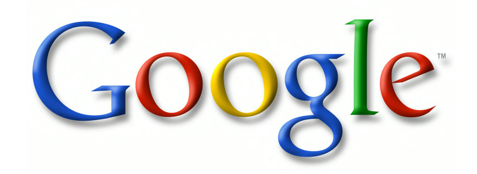
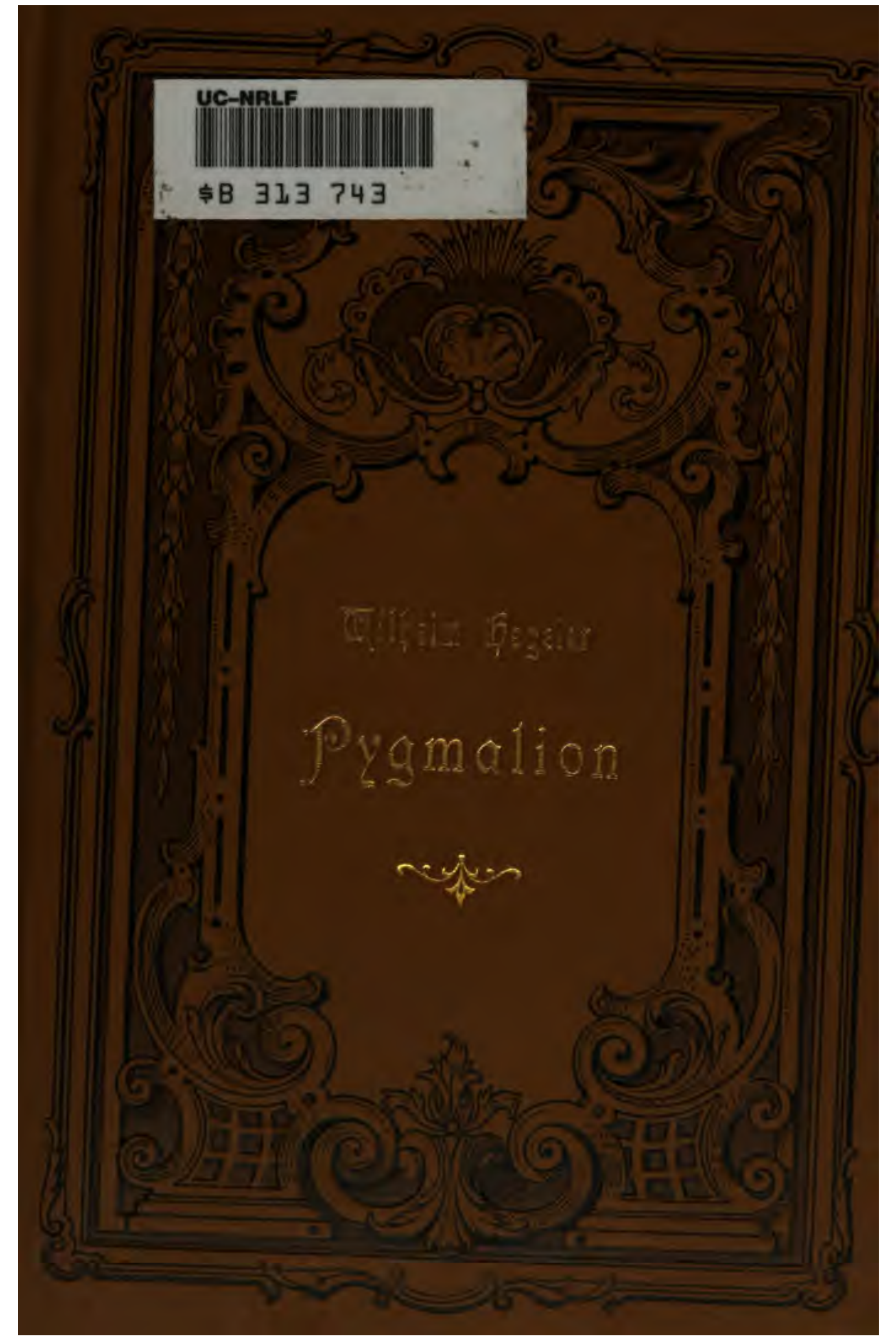
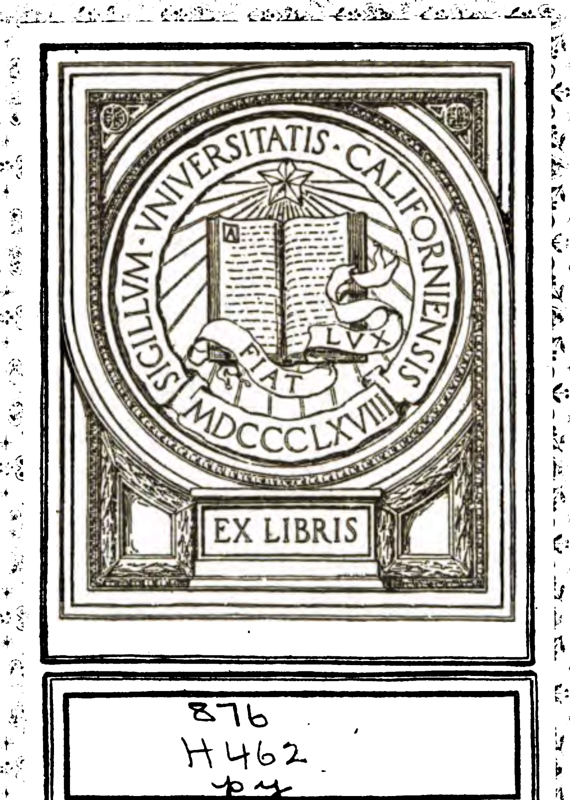
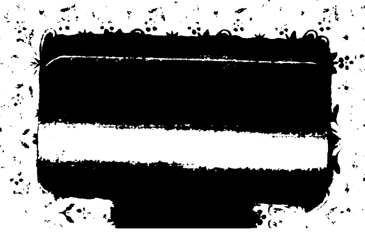
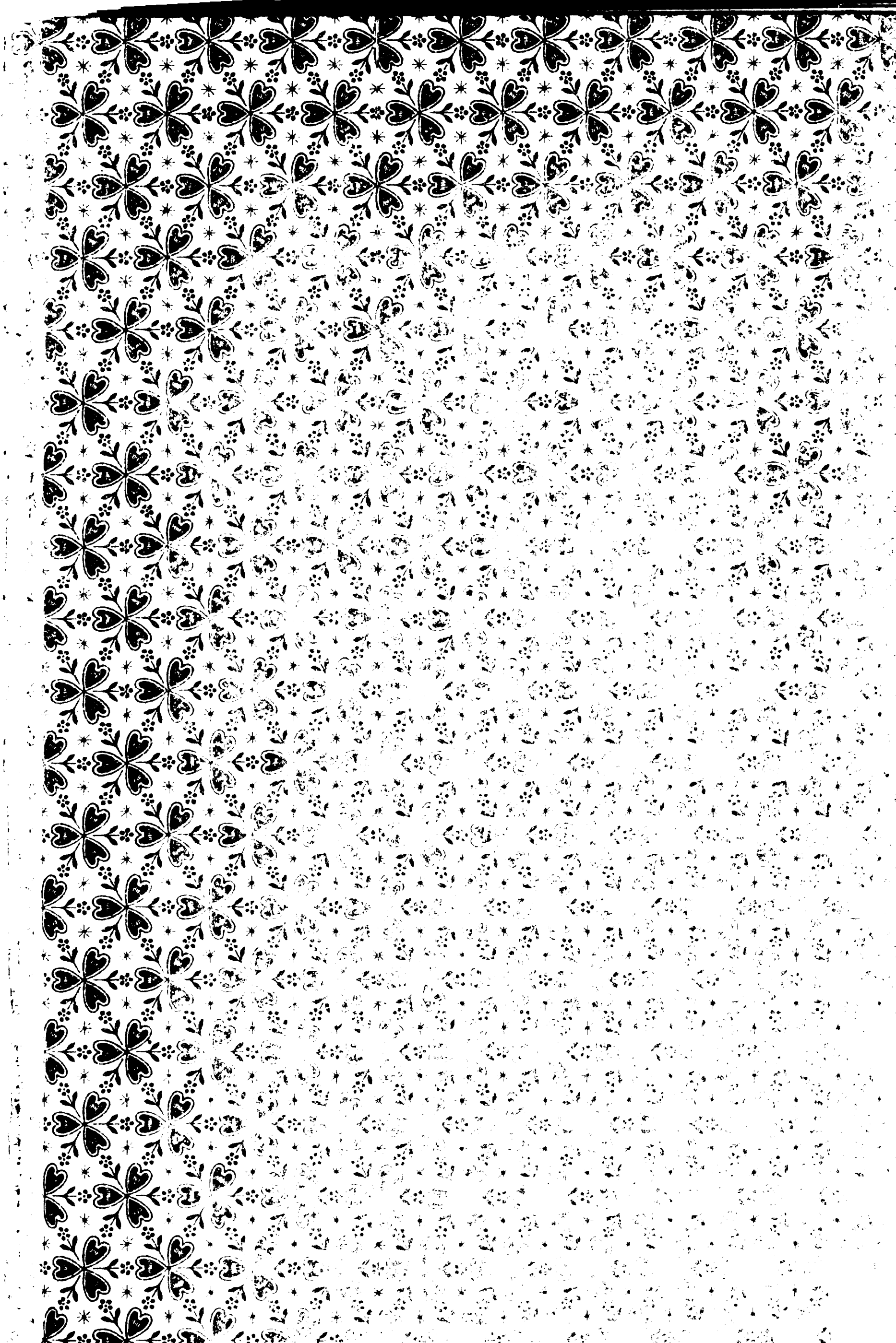



UC-NRLF
$B 313 743
Wilhelm Hegeler
Pygmalion


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
876
H462





Pygmalion

Von **Wilhelm Hegeler** erschien im gleichen Verlage:

Mutter Bertha. Roman.

Und Alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen.



Novellen

von

Wilhelm Hegeler



Berlin W
F. Fontane & Co.
1898

Inhalt

Pygmalion

Als das Mädchen in die kleine Konditorei trat, war es wie das letzte strahlende Aufleuchten des schon verglimmenden Herbsttages.

Die Thür zum Rauchzimmer stand offen. Zwei Gaslampen brannten dort über einigen grauköpfigen Herren, die ihre Zeitung lasen. Durch das Hoffenster stäubte bläuliches Flimmern der Abendklarheit herein, in der die Lichter wie Bernstein vergilbten. Ganz dunkel und beinah violett ringelten sich die Rauchfäden um diese Farbenhelligkeit.

Das junge Mädchen setzte sich an einen Tisch nahe beim Fenster, wo es noch am hellsten war, und bestellte eine Tasse Chokolade. Dann nahm sie vom Nebentisch den Lokalanzeiger, um darin die Geschichte eines Giftmordes zu lesen, von dem sie sehr viel gehört.

Niemand von den alten Herren in der Konditorei wußte, ob dies Mädchen gebildet oder ungebildet, von liebenswürdigem oder bösem Charakter, ob es geistreich oder sehr dumm war. Niemand wußte es, und doch betrachteten alle sie mit fast schwärmerischen Augen.

Aber sie war auch schön. Von jener siegreichen und zugleich klagenden Schönheit, die beim ersten Anblick uns ergreift und all unser Blut zum Herzen treibt. Der Körper schmal zerbrechlich und zugleich weich und schmiegsam, dabei ein Gesicht von der feinsten Regelmäßigkeit. Alles zart und anmutig und so frisch, als sei es eben aufgeblüht. Aber der eigentliche Zauber des Gesichts lag doch darin, daß es so oft seinen Ausdruck wechselte und immer von einem eigentümlichen inneren Glanz verklärt aussah. Manche Menschen können die erhabensten Gedanken entwickeln und tragen das Aussehen eines müden, stumpfsinnigen Tagelöhners. Aber das Antlitz dieses Mädchens hatte, selbst wenn ihr Inneres voll Gleichmut und Alltäglichkeit war, immer etwas Hinreißendes, etwas, über dessen eigentlichen Inhalt man sich nicht klar wurde, das aber bannte, das erschreckte, das jubeln und weinen machte.

Wenn sie lächelnd die Augen öffnete, so war es wie Tirilieren der Lerche unter blauem Sommerhimmel, wie un-

endliches Licht und überall Sonne. Wenn aber die langen Wimpern sich senkten, so ging es einem durchs Herz, wie der langsam süße Klageton der Amsel an einem entblätterten, thränenverschleierten Herbstabend.

Das junge Mädchen hatte sich mit ihrem Bräutigam, der Commis in einem großen Trauermagazin war, hier verabredet. Der Commis hatte nicht ganz sicher versprochen zu kommen, da er, wenn die Umstände ihm günstig waren, noch ein kleines Nebengeschäft machen wollte. Aber seine Braut wartete trotzdem sehr ungeduldig auf ihn. Sie zog aus ihrem Busen ein goldenes Uehrchen nnd ließ den Deckel aufspringen. — Halb acht.

Mißmutig warf sie einen Blick in's Rauchzimmer, dort saßen nur jene vertrockneten alten Herren, die anzuschauen kein Vergnügen war. Doch von jenen ließ einer nach dem andern die Zeitung sinken und schaute mit hülflos demütigem Gesicht zu dem Mädchen hinüber, als wollte er sagen, für ein paar Augen so voll süßer Schwermut und Trauer sei jeder zu den größten Dummheiten bereit.

Da öffnete sich die Thür.

Es war aber nicht ihr Bräutigam, der eintrat, sondern ein schmaler und sehr häßlicher Mensch in einem abgetragenen Schuwaloff.

Bei seinem Anblick setzte das schöne Mädchen, von Ekel geschüttelt, ihre Tasse nieder. Die Chokolade, eben noch so süß und wohlschmeckend, war ihr ganz verdorben, als sie den Rothaarigen kommen sah.

— O pfui! dachte sie, da ist dieser gemeine Mensch wieder. Dieses Ohrfeigengesicht, wie mein Bräutigam sagt. So muß der Mörder aussehen, von dem ich soeben gelesen habe.

Der Rothaarige ging mit unsicheren, zusammensinkenden Beinen zu dem Zeitungsständer und ließ sich dann an dem Nebentisch nieder.

Alle in der Konditorei, die Gäste nicht nur, sondern auch die Damen hinter der Theke, sahen mit Widerwillen auf den jungen Menschen und betrachteten mit noch größerem Wohlgefallen das Mädchen, dessen Schönheit durch den Gegensatz nur gehoben war.

Alle schienen diesen Gegensatz zu empfinden, als etwas Beleidigendes, etwas, das sich nicht schickte, das beinah ein Verbrechen war.

Der hagere, körperlose Mensch mit dem roten Haarwuchs über einem Gesicht, das von schrecklicher Häßlichkeit war, mit plumper Nase, gemeinem und wüstem Mund, einem Gesicht, häßlich wie das Elend und die Krankheit, war der Dichter Walther Wahn.

Jene „Lieder eines Nachtwandlers“ waren von ihm, die kein Mensch gekauft hatte, die aber unter Litteraten und Künstlern von Hand zu Hand gingen, von Atelier zu Atelier, die eine Wanderschaft durch die fünften Stockwerke der Hinterhäuser machten, bis die paar Bücher von all' den Händen zerrissen und zerschunden waren, und nichts davon übrig blieb, als der Eindruck, den sie den Seelen hinterlassen, und ihr süßer schmerzlicher Klang.

Gleich vielen Litteraten hatte Wahn die üble Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen. Nach Sonnenuntergang pflegte er aufzustehen, Zigarren zu rauchen, schwarzen Kaffee zu trinken und zu arbeiten: Verse zu machen. Gegen Mitternacht aber, wenn alles um ihn Stille und Schlaf war, lief er spazieren, der Barmherzigkeit der Nacht sich anvertrauend, die seine Häßlichkeit unter ihren schwankenden Dunstschleiern verbarg.

Nachdem er jedoch vor einem Monat ungefähr das Mädchen in dieser Konditorei getroffen, kam er jeden Abend hierher. Manchmal war sie nicht da, und dann war er unglücklich, als stände ihm eine Nacht bevor ohne Licht und ohne Lied. Aber wenn er sie getroffen hatte, war er fast noch unglücklicher.

Auf einen Zug hatte seine schönheitsdürstende Seele ihr Bild getrunken, an jenem Abend, als er sie zuerst gesehen.

Berauscht war er heimgegangen. Und in die silberbleiche Nacht hatte er ihrer Liebe ein flammendes purpurnes Lied gedichtet, heiß und trunken wie sein Blut.

Immer von neuem, jedesmal wenn er sie wiedersah, sog sich sein Herz von ihr voll. Aber bei jedem Stückchen, das er aufnahm, glitt etwas Ernüchterung, etwas Enttäuschung, etwas Widerwillen mit hinein in dies glühende Herz.

Denn seine Augen waren zugleich die harten hellsehenden Augen des Einsamen, des Aufsichselbstgestellten, der von den Menschen nichts mehr will, als sie beobachten, ohne Haß, ohne Liebe. Und mit ihnen war er hinabgestiegen in die Seelenuntiefe des Mädchens, so leer und kalt, wie ein Spiegel, in dem nur flüchtige Augenblicksbilder sich ablösen.

Und auch er lernte den Gegensatz zwischen ihr und ihm verstehen, den Abgrund, der zwischen ihnen beiden lag.

Nicht daß sie strahlend gesund, wie vom Mairegen täglich erfrischt, und er abstoßend gemein und häßlich aussah, auch das lernte er fühlen, aber tötlicher noch das viel schlimmere, das was die andern nicht fühlten.

Wie oft hatte er den Gespächen mit ihrem Verlobten gelauscht! Er haßte diesen Held der Ladentheke mit seinen schwarzglänzenden Haaren, dem ein unausrottbarer Duft nach Kleiderstoffen anhaftete, an dem alles gemein war, seine

Art sich die Fingernägel zu reinigen, zu lachen, sich den Schnurrbart zu bürsten und Blicke zu werfen, am gemeinsten aber seine Art zu reden.

Mit Angst, mit kranker Hoffnung hatte Wahn dann zu dem Mädchen hinübergelauscht, ob es nie einen Widerspruch, nie die leiseste Aufwallung von Eigenwillen fände, aber nie, niemals.

Und trostlos ging er jeden Abend nach Hause. In der Einsamkeit aber schuf seine Phantasie sie um. Er dichtete ihre Schönheit noch schöner und streifte allen Staub des Alltags und der Gewöhnlichkeit von ihr ab. In der Stille der Nacht erschien sie ihm, schwankend mit undeutlichen Umrissen, sein Ohr umtönten süße Klänge, noch nicht faßlich, aber sich verdichtend, wie ihr Bild, und während die Rauchwolken immer schwerer in die Dämpfe des Kaffees wirbelten, kamen sie näher, zugleich die vagen Gedanken, ihr Bild und die leisen rhythmischen Klänge.

Dann schrieb er, ohne sich aus seiner Lage zu rühren, mit zitternder Hand kurze Bleistiftzeilen auf einen Fetzen Papier.

Und immer von neuem formte er die Verse, während er mit halbgeschlossenen Augen in das rote Licht starrte und leise die Finger bewegte, wie zum Anschlag auf Saiten.

Oft ging er erst, wenn der Morgen graute, zu Bett. Glückselige Stunden lag er dann noch im Halbschlummer, ohne zu spüren, wie das Gift der Zigarren und des Kaffees in seinem Kopf surrte und brauste, — leise gewiegt von dem Tonfall seines eigenen Liedes.

Erst wenn es ganz lebendig wurde, die Hausfrau herumbrüllte, ihre Jöhren zeterten, und treppauf, treppab das Trampeln doppelsohliger Stiefeln klang, drehte er sich auf die Seite, Abschied nehmend von seiner schönen Nacht.

— Ach, der Alltag . . . und das Menschenpack!

Aber nun hatte dieser Mensch mit der hülflosen Seele, dieser arme Teufel, dessen Beine sich auf der Erde nie zurecht fanden, weil seine Gedanken immer zwischen Himmel und Erde schwebten, der hatte seit einem Monat ungefähr sich in dies schöne Mädchen, in diesen Glanz der Konditorei, diese Braut des Commis aus dem Trauermagazin verliebt.

Es war so eine Art Wahnsinn, die ihn befallen hatte. Seine Lieder, der Kaffee, die Zigarren, zehn Stück in der Nacht, und von einer Sorte, daß kein Droschkenkutscher sie hätte vertragen können, mußten sein Hirn gänzlich verwirrt haben. Er hatte sich verliebt. . .

O verliebt, verliebt, nicht so, wie man mit frisch fröhlich gottlosem Begehren sich in ein Mädchen verliebt,

sondern hineingestürzt in die Liebe wie in einen tiefen Abgrund.

Und seine Liebe wollte nichts, als eine Saite anschlagen in der Seele des Mädchens. Seine Lippen, die von seinen Liedern brannten, wollten sie ihr nur einmal, ein einziges Mal leise hinmurmeln.

Einmal wollte er ihr sagen, wie es ihm war, als er sie zuerst gesehen. Hinter dem kleinen Tisch der Konditorei hatte sie gesessen, umkost vom letzten Widerspiel des Tages und der Nacht, und er war stehen geblieben und ließ den warmen Frühling in sich quillen, der allen Seelenwinter brach. O, wie das Wort des Heilands war ihre Schönheit. Den Hunger, die Armut und, was schlimmer als das alles ist, die Gemeinheit des Alltags, die entsetzliche graue Farblosigkeit des Lebens, alles machte sie vergessen.

Und das wollte er ihr verkünden, was in seinen stillen Nächten geboren war: die Kunde von der Erlöserin Schönheit, daß die Schönheit es ist, die die Menschen besser macht, die Schönheit und das Glück und das Lachen der reinen Seelen. Fort mit dem Preisen des Elends, der Niedrigkeit! Zur Herrlichkeit sind ja die Menschen bestimmt. O, und sie war ja so schön, so schön, daß es einem durch das Herz zog wie flutendes Licht.

Und er wollte ihr sagen:

— Du weißt ja nicht, wie reich du bist, wie königlich reich! Du kannst eine Herrscherin sein, eine Lebensspenderin. Man wird dich anbeten. Wohin du kommst mit deiner Schönheit, ist es wie aufgehende Sonne. Als eine Erlöserin kannst du die Welt durchschreiten, die Wunden heilend, das Leben verklärend, du Fleischwerdung meiner Kunst, du siegreiches jubelndes Lied!

Nur eine Seele müßtest du haben. Einen Hauch von Seele, ein Fünkchen, daß die heilige Flamme nicht ganz erloschen! Aber ich glaube — du weißt nicht einmal, was das ist!

So sann er und schwärmte, wenn er im zerrissenen Rohrgeflecht seines alten Schreibstuhls saß. Und manchmal litt es ihn nicht mehr. Dann sprang er auf und murmelte lauter die verzückten Worte und schrieb die brennenden Zeilen auf und schrie es gegen die Wände, sein Fieberevangelium von der Erlösung durch die Schönheit.

Und das Papier war geduldig, und die Wände blieben stumm. Aber schließlich wurde er es müde. Er haßte diesen verdammten Kuppler Papier. Er hatte nicht genug an ihrem Bild, das ihm erschien. Zu ihr selbst wollte er reden. Mit zitternden Lippen zu einem Mund, der zitternd Antwort gab. Das war die rechte Pygmalionliebe, die ihn ergriffen hatte,

ungenügsam mit dem Scheinwesen der Phantasie, die den lebendigen Menschen heischt. Kein Papier mehr, weil es sein Bestes nicht wieder gab, keine stummen toten Wände, die ihn von ihr trennten. Es wollte die Wirkung seiner Worte fühlen. Es wollte ihr Auge thränen sehn und hören, wie die Lippen stammelnd zuckten.

Und seine Liebe wollte nicht begreifen, daß dies schöne Mädchen wirklich ohne Seele sei. Dies Instrument mußte ja einen Klang haben, wenn nur ein Künstler in die Saiten schlug. Bis jetzt hatten blos des Alltags und der Gewöhnlichkeit plumpe Hände an ihr gezerrt und das zarte Netz durcheinandergerissen und verhärtet. Aber er würde ihr eine Seele einhauchen.

Was half das, daß er sich selbst auslachte, daß er, wenn sie mit ihrem Bräutigam zusammensaß, mit harten Augen jeden Zug ihres Antlitzes durchfurchte und sich sagte, wie es in zehn Jahren aussehn würde. Dann würden die Augen in breiten Thränensäcken verschwinden, und die Backen hängen, und ihr herrlicher Mund würde eine Kompagnie Nähmamsells kommandieren, von früh bis nachts, zur Akkordarbeit und zum langsamen Verhungern.

Er blieb wohl mal einen Abend zu Haus. Aber dann überkam ihn ein Gefühl des von innen Ausgehöltwerdens,

das die Morphiumsüchtigen befällt, wenn man ihnen die Spritze nimmt.

Und dies Fieber war zugleich seine Lebenskraft, das, was seine Phantasie hinaufpeitschte zum Flug des Schaffens. Und im Grunde war es auch nur ein Aufflackern des letzten Stückchens Gesundheit.

Mit fünfundzwanzig Jahren kann man nicht ein Einsiedler sein, nur Bücher hören und zu Papier sprechen. Freilich war er von selbst in die Einsamkeit getrieben, durch das Schicksal seines häßlichen Gesichts, das noch erträglich war, und durch das noch viel schlimmere, als Dichter geboren zu sein.

Aber nun, — was halfs — hatte der Wahnsinn ihn übermannt, einem Menschen sich zu nahn mit fühlender Seele.

Er hatte das Gift getrunken und trank es immer wieder. Und wenn seine harte hellsehende Vernunft auch redete, daß es Tollheit sei, — sein Herz, dies wilde Tier, das seine Brust zerfleischte, zerfleischte auch all seine Vernunft.

* * *

Die Thür der kleinen Konditorei öffnete sich jetzt häufiger. Und jeder Neukommende warf einen erstaunten Blick auf das

Paar: so nahe bei einander, fast Schulter an Schulter, aller Glanz der Schönheit und der Auswurf der Häßlichkeit selbst.

Als die Uhr acht schlug, machte das junge Mädchen Anstalten zu bezahlen. Aber im selben Augenblick zog Wahn die drei Groschenstücke aus der abgescheuerten Tasche seines Schuwaloff, den er trotz der brütenden Hitze fest zugeknöpft hielt, und ging vor ihr zur Thüre hinaus.

Seine Augen zuckten zusammen. Es war noch so hell draußen, so schmerzlich hell . . . In dumpfen Fluten brach die Aufregung über ihn herein. Was hatte er vor?

Ich werde fliehn, dachte er. Aber seine Füße klebten am Boden fest. Er mußte zu ihr sprechen.

Was werde ich thun, was werde ich thun? fragte er sich und ließ in müder Ergebenheit den Kopf sinken.

Da trat sie heraus, scheinbar ohne ihn zu sehn.

Er nahm den Hut ab, und ihn in der Hand haltend, das brennende Haar wie eine schmutzige Fackel neben ihrem Blumenhut, ging er demüthig einige Schritte neben ihr her.

— Darf ich Ihnen etwas sagen, nur ein paar Worte?

Das Mädchen antwortete nicht, sondern beschleunigte ihre Schritte.

Wahn hob sein Gesicht auf und fuhr fort:

— Ich habe Sie so oft gesehn. Ich habe mir gewissermaßen ein Bild von Ihnen zurechtgemacht.

— Wollen Sie machen, daß Sie fortkommen, Sie gemeiner Mensch!

Leise hatte sie die Worte herausgestoßen, während sie ihn mit einem bösen Blick streifte.

Ihr Zorn war so groß, weil es noch so hell war, weil die Leute, unter denen vielleicht Bekannte waren, sie an der Seite eines solchen, wie ein Straßenbummler aussehenden Menschen alle so verwundert anschauten. Wenn es dunkler gewesen wäre, hätte sie ihn vielleicht gehört, denn trotz allem, dieser Mensch, der französische Zeitungen las und so viel merkwürdige Bücher bei sich trug, interessirte sie. Aber nun unter all den starrenden Augen war ihre Scham viel größer als ihre Neugier.

— Sie sollen machen, daß Sie fortkommen! Nicht mal am hellichten Tag kann man unbelästigt über die Straße gehn. Für was halten Sie mich denn?

Der Stolz war in ihr erwacht, dieser plumpe Stolz des Ladenmädchens, das um alles in der Welt mehr sein möchte, als es in Wirklichkeit ist.

In der Nähe war er ihr noch widerwärtiger mit den dünnen Stoppeln auf dem Kinn und dem betäubenden Tabaks-

geruch. Aber was ihren Zorn schlimmer als alles reizte, das war der Blick, womit er sie ansah, dieser stumme schwere Blick aus seinen dunklen Augen.

Sie ahnte, daß er etwas Großes von ihr begehrte. Wie ein Vorwurf lag darin ein Ruf, ihr Leben zu ändern. Und das ärgerte sie mehr als die frechste Rede es hätte thun können. Was wollte denn dieser stumme aufdringliche Prediger?

Denn der Instinkt des Menschen, der seines Alltags und seiner Gewöhnlichkeit sich freut, empört sich niemals mehr, als wenn ein Höherer ihm naht.

Alles, was gedankenloses Tier in ihm ist, steht dann auf. Er haßt die Macht des Gedankens mehr als die Ansteckung der Krankheit. Denn der Geist zerstört ihm seinen Seelenfrieden, der im Grunde nur seine Seelenlosigkeit ist.

— Wenn Sie jetzt nicht im Augenblick gehn, so werde ich den Schutzmann holen.

— Lassen sie ihn nur. Ich will Sie nicht belästigen. Wirklich nicht. Nur ein Wort muß ich Ihnen sagen. Und gewiß ist es deshalb um so besser, weil es so unschuldig ist. Ein so häßlicher Mensch, wie ich bin . . .

— Ja, Sie mit Ihrem Gesicht! Was haben Sie denn, daß Sie es einem immer zeigen müssen! So gemein, wie Sie aussehn. Pfui!

Nun war sie glücklich, etwas zu haben, womit sie ihn treffen konnte. Und als er nicht aufhörte zu reden, als er, wie um sie zu besänftigen, seine Hand aufhob, die große ungepflegte Hand eines Schwindsüchtigen, von dicken Adersträhnen durchlaufen, da schrie sie mehr noch vor Wut als Entsetzen:

— Gehn Sie doch weg, Sie Scheusal! Pfui, Pfui! Sie Schandgesicht . . .

Dann eilte sie davon.

* * *

Wie im Traum, mit schweren Füßen schritt Wahn vorwärts durch das brandende Gewühl des Abends. Arbeitermassen wogten gegen ihn an, Geschäftsleute, die den Nachtwandler ärgerlich beiseite stießen.

Immer weiter ging er, über die hölzerne Notbrücke die Linden hinunter zum Tiergarten.

Totmüde, totelend wankten die Beine vorwärts.

So wankt ein Gaul noch ein paar Schritte, wenn ihm der Abdecker das Messer in den Hals gestoßen.

Auf einer Bank ließ er sich nieder. Um ihn die Zaubernacht des Herbstwaldes.

Merkwürdig, dieser Wald inmitten der Großstadt. Dieser schöne gesunde reine Laubwald mit seinem kosenden Blätterfall und seinem Blütendufte, der aus sich selbst wieder immer neue Frische und neues Leben schafft. Tags über prunkt darin aller Glanz und Reichtum, sitzen auf den Bänken die französischen Bonnen und traben in den Alleen die hafergemästeten Pferde. Nachts aber ist er das ungeheure barmherzige Bett für alles Elend der Millionenstadt, wo auf denselben verschwiegenen Bänken die Obdachlosigkeit sich ein Asyl schafft und die rasche Liebe ihre Mahlzeit hält.

Und auch er saß da, herausgetrieben aus der großen Stadt, mit seinem Leiden in der Brust, mit seiner schlimmsten aller Miseren, mit dem Hunger, den niemand ihm stillen konnte, dem Hunger der Seele nach einer Seele.

Vor ihm wölbten sich die schwarzen Massen der Pappeln, und bebte das zarte Gehänge der Birkenzweige. Vom Himmel hinab tauchte die Sichel ihren Stahlglanz in den lautlos dunklen Teich.

Und er atmete tief auf, Heilung flehend von der Nacht.

Wie ein Verlorner, der nichts mehr zu verlieren hat, hatte er sein Leben auf dies eine Bild gesetzt. Warum hatte er so mit aller Verzweiflung an einen Menschen sich

geklammert? Vorher war sein Leben doch gegangen auch ohne das.

Und er grübelte nach, warum er diese Thorheit begangen?

Die Einsamkeit mit all ihren Qualen ist doch mild im Vergleich zu den Menschen. Man lebt nicht gut, wenn man einsam lebt, man stirbt allmählich durch sich selbst, indem man nur an sich selber zehrt, aber man wird doch nicht so ins Herz getroffen. So mißhandeln kann nur ein Mensch den andern.

Ach, und seine Liebe, sein Wahnsinn! Wie ein Blitz hatte ihr Anblick ihm das Herz aufgerissen, und alles Blut seines Lebens, war ihr ganz allein hingeflossen.

Und sie hatte so unbarmherzig dahineingegriffen, in diese blutende Wunde, das alles weggeworfen ohne einen Blick, nachdem sie es ihm entrissen, so plump, mit so roher Hand.

So mißhandeln kann nur ein Mensch den andern . . .

Es wurde dunkler und dunkler. Aus dem von der Augustsonne gesottenen Boden, aus den Gebüschen, aus dem brütenden Wasser der Teiche schwebte die angesammelte Glut. Ganz windstill. Nur wie ein laues Seufzen, ein brünstiges Sichdehnen ging es durch die Bäume. Die Nacht

selbst schien Liebe zu atmen, die reife schwüle Liebe des Herbstes. Hinter dem Gebüsch flüsterte ein Pärchen plumpe Worte. Und andere Pärchen huschten im Dunkel vorbei, eine Bank zum Niedersitzen erspähend. Ueberall die Liebe, jene dumme und gemeine Liebe, die so wenig will! Und die Frösche im Teich rollten leise rumorend ihren Beifall.

Da erhob sich Wahn beleidigt, gehöhnt von der einzigen, die ihm noch barmherzig gewesen, von der Waldesnacht selbst, und floh seiner Wohnung zu.

* * *

Ein niedriges Zimmer auf halber Treppe, so verpestet von der Luft der Bäckerei darunter, daß man kaum Atem bekam. Ein riesiger Kleiderschrank mit Sachen darin, die alle der Wirtin gehörten, bedeckte die eine Wand. An der andern hingen Bilder von Leuten, die mit der Würde entthronter Könige auf den Dichter hinabsahen, die in Wirklichkeit aber noch viel mehr waren, nämlich Fleischermeister, Bäckerfrauen und Hausbesitzer.

Nachdem Wahn in Eile Licht angesteckt hatte, zog er vorsichtig von dem dünnen Nagel der Wand einen Spiegel: ein schiefes kleines Glas, eben groß genug, um sich das Kinn zu rasieren.

Dann setzte er sich auf den Rand seines Bettes. Und beim zitternden Schein einer Kerze durchforschte er Zug für Zug sein verhaßtes häßliches Gesicht. Ein solcher Jammer sprach daraus, daß er fast wie beim Anblick eines fremden Menschen gerührt wurde. Aber weil der Unglückliche er selber war, empfand er nur Ekel vor diesen Zügen.

Hatte das Mädchen nicht recht? Trug er nicht ein Schandgesicht? War er nicht ein Ausgestoßener mit seiner Häßlichkeit, der jeder aus dem Wege ging? Was wußte sie, wie es darunter aussah! Kann man das sehn? O glücklich, glücklich die Menschen, denen die Natur eine schöne Außenseite verliehen hat und ein Spatzenhirn und die Seele eines Büffels. Denn es ist ja doch nur das Aeußere, wonach der Mensch sieht. Er kann nichts dafür, sein Auge ist so eingerichtet, daß es nicht durch Haut und Knochen durchblicken kann.

Und dieser Abscheu, den ihm sein Gesicht einflößte, steigerte sich bis zum Haß seiner selbst. Immer weiter und entsetzlicher klaffte der Abgrund zwischen dem Leben seiner Träume und der Wirklichkeit.

Was half ihm alles Talent? Was half es ihm, daß er seine Seele auf das Papier hinblutete in einsamen Dichternächten! Vielleicht hatte ein Lied, das er geschrieben, weit

in der Ferne ein schönes Frauenauge weinen und ihr Herz schlagen lassen nach dem unbekannten Dichter. Was half das? Er würde niemals diese Frau sehn. Und wenn er sie erblickte, so würde sie sich voll Ekel von ihm wenden. Nie würde er aus dieser Kammer herauskommen. Sie war seine Welt, sein Leben, seine Totenkammer. Kein Mensch, kein Freund, keine Geliebte würde bei ihm sein. Und draußen, fern von ihm, weinten die Menschen, jubelten sie über seine Lieder. Vielleicht dies Mädchen selbst, sie die vorhin wie ein Stück Unrat ihn von sich geschleudert hatte, las seine Gedichte, sehnte sich nach dem Dichter.

Aber als er daran dachte, stieg eine solche Siedhitze in ihm auf, daß er vom Husten überfallen wurde. In langen hohlen Tönen rollte er durch den dürren Hals und schüttelte den von der Schwindsucht schon verzehrten Kopf.

Nachdem er sich endlich erholt, nahm er den Spiegel wieder und betrachtete sich von neuem. Die dunklen, unter den spärlichen Brauen allzu dunklen Augen saßen wie zwei klaffende tiefe Wunden zwischen den brennenden Lidern. Das blaurote Gesicht zitterte, und die Wangen waren straff gespannt.

Ein solcher Ekel ergriff ihn, ein so grimmiger Hohn vor seinen Jammerzügen, daß er den Spiegel fortschleuderte, gegen die Wand, wo er zerschellte.

Dann ging er mühsam im Zimmer auf und ab und setzte sich in das Loch seines Schreibstuhls. Vor ihm lag ein Fetzen Papier. Das Lied seiner letzten Nacht stand darauf.

Nun nahm er eins nach dem andern hervor, um es noch einmal durchzulesen, nicht mit den trunkenen Augen von gestern nacht und vorgestern, sondern mit den Augen der Wirklichkeit. Und alle erschienen sie ihm kläglich. Ach, diese verdammten Buhler und Betrüger! Aber nun, heut abend und von nun ab immer sah er die Wirklichkeit. Und die Wirklichkeit war sein Schandgesicht, von nun ab und immer.

Weil in dem Zimmer, das von der Bäckerei Hitze mehr als genug erhielt, kein Ofen stand, so legte er ein Blatt nach dem andern über die Waschschüssel und steckte es an. Es gab viel Rauch, ein bißchen Asche, und das war alles. Und doch erlitt er Qualen dabei, als vernichte er und morde, er wußte selbst nicht, was. Aber es war dies Bedürfnis, gegen sich zu wüten, das ihn dazu trieb, sich selbst ein Leid anzuthun, um das angethane Leid zu übertäuben.

Nur das erste Lied war noch übrig, dies purpurne Lied, das wie ein heißer Blutstrom des Lebens selbst durch die silberbleiche Nacht geschossen war. Langsam fing es Feuer und langsam brannte es zu Asche. Und ihm war, als würde seine Hand schwerer und schwerer; die langen

schlaffen Finger konnten es kaum noch halten. Ein Stück seines Lebens verbrannte, ein Stück seiner selbst, das ihn am Leben hielt. Und die teuflische Flamme kroch trotzdem immer höher. Er sah ihr zu, fast mit staunendem Entsetzen vor ihrer Unbarmherzigkeit. Und dann war es nichts mehr als Asche, was er hielt.

Ein Fetzen Asche.

Und als er schüttelte, zerfiel alles und sank langsam zum übrigen ins Grab.

— Was werde ich nun thun? fragte er sich. Er hatte noch nichts gegessen. Ich werde meinen Kakao kochen und mir Brot schneiden.

Aber ohne sich zu rühren, blieb er sitzen, wie jemand an einem Totenbett noch sitzen bleibt, auch nachdem die Leiche schon herausgeschafft ist. Er hatte kein besonderes Bewußtsein, daß ihm Gedanken kamen und gingen, sondern nur das Gefühl einer großen Leere.

Aber zu seinen Füßen lag auf dem Boden ein blitzendes Dreieck. Eine zurückgeprallte Scherbe des zerschellten Spiegels. Er nahm sie und drehte sie in der Hand. Und dann begann er wieder sein Gesicht zu betrachten.

Noch immer dasselbe. Merkwürdig, und er hatte gedacht, nun müßte seine Häßlichkeit sich gemildert haben.

Aber es war noch immer dasselbe. Und er empfand den gleichen Haß wie vorhin. Er konnte es nicht sehen, ohne diesen Stich zu fühlen, diesen Stich mit schartigem Messer, als das Mädchen zu ihm sagte: Schandgesicht.

Es war noch immer dasselbe. Nicht schöner, nicht häßlicher.

Und seine Hände fingen vor Wut an zu zittern. Was war denn das, was ihn da immer anstierte! Er haßte es. Dieselbe Lust, gegen sich zu wüten, überfiel ihn noch toller als vorhin. Schandgesicht . . . Ach, wunderschöner Ausdruck, das war das Wort, das Wort, das er sich nie zu gestehen gewagt, das rings um sein Leben lag und die Kluft gemacht hatte zwischen ihm und den Menschen.

Aber da kam der Husten wieder. Er warf seinen Körper herauf und herunter, als müsse er zerspringen, und sein Kopf vom Halse reißen. Und während die dünne Wandung seiner Brust erbebte, und das Blut gegen sein Hirn hämmerte, war es ihm, als speie er sein eigenes Gesicht an, dies Schandgesicht, über das sein Inneres sich empörte.

Aber in all der Qual durchzuckte ihn ein heller Gedanke. War es nicht besser dies Elend zu beenden? Warum sollte ihm der Tod mit seinen Krallen Stück auf Stück, Fetzen auf Fetzen entreißen? War nicht ein Schnitt schmerzloser?

Es setzte den Scherben an. Aber die schlaffe weiche Haut gab nach.

Da klemmte er seinen Arm zwischen die dünnen zitternden Beine, die er mit letzter Kraft zusammenpreßte. Und dann hieb er das Glas ein, mit einem langen Riß die Adern öffnend. Und gleich hinterher noch einmal. In purpurnen Quell schoß das Blut freudig hervor, dies edle heiße stürmische Blut, als freue es sich, einen so jämmerlichen Körper zu verlassen.

Wie weich sich das alles löste! Schmerz und Elend und Wut, alles strömte mit heraus. Warum hatte er den Gedanken nicht früher gehabt? O, schön, schön, wie der Quell schäumte! Seine ganze Hand war rot, so troff das Blut herunter. Da hielt er sie über das Waschbecken und ließ es in die Asche seiner Lieder laufen. Leben schwamm in Leben. Sein Blut und seine Seele, beides vereinte sich wieder.

Aber wie mit tausend Feuern fing es auf seinem Arm an zu brennen. Das war doch ein zu höllischer Schmerz. Und stöhnend riß er sich mit dem Scherben wieder sein Fleisch auf. Der eigene Schmerz trieb ihn dazu, sich immer von neuem zu verwunden. Die Waschschüssel war schon beinah voll. An ihrem Rand klebten noch die schmutzigen Fetzen des verbrannten Papiers.

Und laut stöhnend sprang Wahn auf, um aus dem Zimmer zu fliehn. Aber ehe er die Thür erreichte, brach er zusammen.

Doch sein Blut troff und troff, über seine Kleider, über den Fußboden, bis es einen großen See bildete. Dann schlängelte es sich durch die Thürritze und lief zur Treppe. Dort hüpfte es langsam von Stufe zu Stufe, das ganze Haus erfüllend mit seinem eigentümlichen Geruch.

Es dauerte nicht lange, so spürten die Bäckerburschen, daß etwas nicht in Richtigkeit sei.

Aber als sie ihn aufhoben, war er schon tot. Sie brachten die Leiche zur Sanitätswache.

Nach zwei Tagen wurde Wahn begraben. Ohne Sang, ohne Gefolge, ohne Thräne.

* * *

Aber es traf sich, daß in derselben Nacht einige junge und arme Litteraten in ihrem Kaffeehaus saßen. Eine Stimmung des Rausches ließ sie die Stunden vergessen, während die graue Morgendämmerung langsam über der großen Stadt anbrach.

Man schwärmte und schwatzte Litteratur. Verse flogen hinüber, herüber. Auch Wahn wurde genannt. Alle kannten seine Lieder, nur wenige den einsamen Menschen.

Da trat ein Kellner an ihren Tisch, der mürrisch und verschlafen zugehört hatte, und fragte sie, ob dies derselbe Herr sei, der vor ein paar Tagen sich den Hals abgeschnitten oder so ähnlich gethan habe?

Dann brachte er ihnen die Zeitung.

Und als sie es lasen, wurden die Lauten still. Ein Grauen durchrieselte sie, als ginge das Schicksal dieses Dichters sie alle an, sie, die auch Dichter und Ausgestoßne waren.

Goldenes Licht auf dunklem Grunde

Aus einem bleichen Gesicht sahen zwei dunkle Augen zu ihm hin, und diese Augen fragten: Was nun?

Er saß ihr gegenüber, die auf dem zerrissenen Sopha lag, und wußte auf ihre Frage nichts zu antworten — nichts als graue Hoffnungslosigkeit.

In der Hand hielt er einen Brief. Was darin stand, galt ihnen beiden und war der letzte bitterste Tropfen im Kelch des Unglücks, aus dem sie so lange schon tranken, ohne daß er jemals leer ward.

„Beehre Herr Kunstmaler Holder mitzutheilen, wenn Sie bis Ersten die längsfählige Miete nicht zahlen, müssen Sie naus.

Rosina Schwandel, Hausmeisterin."

Womit sollte er zahlen? Er hatte keinen Pfennig mehr. Und da er nicht zahlen konnte, wohin? Antoinette und er

wechselten kein Wort. Sie saßen in einer Ecke des großen Ateliers, das doppelt groß aussah, weil es so leer war.

Doch vom Bett her fing eine helle Stimme an zu schreien: ihr Kind, das dort in einem Waschkorb lag.

Das junge Weib stand auf und legte den Säugling an ihre Brust. Eine Weile wars ganz still. Aber dann fing die helle Stimme wieder an, diese Stimme, die vom Leid der Menschheit noch nichts kündete, als den Hunger und das Bauchweh.

Und die Mutter richtete aus bleichem Antlitz die dunklen Augen fragender empor: Was nun? Mein Kind hungert! Die Milch, die ich ihm geben kann, macht es nicht satt. Es muß mehr haben.

Er antwortete nicht, sondern blickte gleichgültig vor sich hin. Eine entsetzliche Willenlosigkeit, wie sie schlimmer als andere die Phantasiemenschen befällt, hatte ihn übermannt. Übrigens, was sollte er thun, um Geld zu schaffen? Malen! . . An Bildern fehlts wahrhaftig nicht. Aber die Käufer! Und die kann er nicht zusammenmalen.

Hinter ihm lagen trübe Wochen, vor ihm liegt eine trostlose Zeit. Wann wird sie enden? Vielleicht erst mit ihm selbst.

Seit drei Monaten, seit ihrer Verheiratung, war das Unglück nicht von ihnen gewichen. Er hatte zur Ausstellung ein Bild fertig gehabt, ein großes Figurenbild, in das er sein

letztes Geld und all sein Genie gesteckt. Nur den Goldrahmen mußte er schuldig bleiben. Eigentlich wollte der Vergolder ihn so nicht liefern. Aber Holder versprach ihm hoch und heilig, bis zum Fünfzehnten zu zahlen. Er wußte zwar nicht, wo, doch irgendwo mußte er ja das Geld auftreiben. Die groben Mahnungen, die vom Sechszehnten ab kamen, beantwortete er nicht. Schade um die Dreiermarke! Doch am Tage vor dem Einlieferungstermin, als er gerade aus war, kam der Meister und nahm der eingeschüchterten Antoinette den Rahmen wieder ab. Nun stand die Leinwand da, und er konnte sie nicht mehr einschicken. Kein Bild auf der Ausstellung, das war der erste Schlag. Dann kamen noch die Sorgen für das Kind. Um die Hebamme zu bezahlen, hatte er versetzt, was tragbar und entbehrlich war. Von ihrem Bett aus sah Antoinette das Atelier immer leerer werden, und immer angstvoller, wenn Holder heimkam, fragten ihre dunklen Augen: Was wird nun werden? Was nun? Ihn aber hatte diese harte Not ganz stumpf gemacht. Die Unmöglichkeit des Schaffens, das Kindergeschrei, dies furchtbare Sichaufdrängen der Alltagswelt, der gegenüber er hülflos und ungeschickt war, all das brach seine Kraft.

Er hätte am liebsten sich ganz verschließen mögen, diese hungrige Stimme nicht mehr hören, das dunkle Auge nicht mehr sehen. Schlafen, vergessen!

Aber jeden Morgen, steht man der Gewohnheit folgend, wieder auf. Und jeden Tag geht es schlechter. . . Heute aber sagte ihm eine innere Stimme, daß etwas kommen müsse, die Qual zu enden. Vielleicht war es ein dunkles, furchtbares Ende. —

Die beiden saßen sich stumm gegenüber, und des Kindes Geschrei klang ihnen wie Wehklagen über ihr eigenes Elend.

Da schellte es draußen. Antoinette stand mühsam auf, um durchs Schlüsselloch zu sehen.

— Der Briefträger! Soll ich aufmachen?

— Meinetwegen . . . antwortete er.

Der Briefträger! Was mag der wohl schlimmes bringen?

Dieser reichte eine Kiste herein und sagte dazu recht freundlich:

— Macht grad zehn Pfennig.

— Hast du's gehört, Hansel, zehn Pfennig!

In verlegener Hast kramte er seine Hose durch. Als ob in deren Taschen, die so oft umgekehrt waren, daß alle Brotkrümel herausgefallen, noch hätte Geld sitzen können.

Sein Weib stand vor ihm, am Tischrand sich festhaltend, und in ihren dunklen Augen lag wieder die alte Frage. Aber doch nicht mehr ganz die alte Angst. Ein leichter Spott lag in den Grübchen ihrer Wangen, daß sie fast lachen mußte.

Denn es ist doch auch zu dumm! Man kriegt eine Kiste, so schwer, als wäre Gold darin, und hat nicht die paar Pfennige für den Boten.

Schließlich nach verzweifeltem Suchen entdeckten sie noch unter alten Rechnungen einige unbeschriebene Postkarten.

Nun waren sie gerettet! Konnten sogar die Grandseigneurs spielen, indem sie dem Briefträger ein Trinkgeld gaben. Dieser grinste ein wenig. Doch was ging sie der fremde Mensch an! Eine seltsame Erregung war über sie gekommen. Auf die Kiste gestürzt, den Meißel eingestemmt, und da der Hammer fehlte, mit der alten Bibel draufgeschlagen, denn die hatte einen festen Deckel.

Antoinette schaute zu, während das kleine Wurm, das wieder heulte, an ihrer Brust lag.

Die Spannung wächst, und Gottes Wort schlägt mächtig ein.

Selbst in das Gesicht des Kindes verirrt sich eine außergewöhnliche Pfiffigkeit, als wittere es etwas für seinen Magen.

Endlich springt der Deckel in die Höhe. Ein Brief liegt auf einer Lage Stroh. Sie fliegt bei Seite. Wieder Strohhülsen. Mit aufgeregter Hand zieht Holder eine Flasche darunter hervor — und sein Gesicht wird ganz starr.

„Heidsieck Extra dry" liest er auf der Etiquette. Ein Höllengelächter bricht sich aus seiner Brust.

— In unser Elend verirrt sich eine Champagnerflasche! Wir sollen Sekt trinken und haben nichts zu essen!

Als sich nun eine Flasche neben die andere reiht, malt bittere Enttäuschung sich in dem Gesicht des Weibes. Keine Wurst, kein Schinken, kein Schwarzbrot, wie sie sonst doch manchmal von der alten Tante bekamen!

Zwölf Bouteillen, dickbäuchig, protzig, stehn da in einem weiten Kreis. Sie scheinen alle vor Wut den Koller zu haben über die Schändung, die man an ihnen verüben wird.

Antoinette und Hans sitzen noch immer starr, bis er endlich den Brief aufmacht.

„Liebster Freund!" — beginnt er. „Freut mich riesig, daß ihr einen Jungen gekriegt, trinkt die Dinger, bitte, auf mein Wohl! Ihr Maler seid doch aber Teufelskerle, zwei Monate verheirathet und habt schon ein Kind. Na, es freut mich riesig, daß Du an dem Mädchen festgehalten hast. Wenn sie ein so reizendes Frauchen ist, wie sie Geliebte war, bist Du der glücklichste Kerl. Ach, die Weiber! Hier in der Garnison ist gar nichts damit los.

Na' Junge, Du bist nun wohl höllisch berühmt, verdienst Geld wie Heu. Vergiß mich nur nicht in Deinem

Glück. Was gäb ich um Deine Freiheit! Ich drille Rekruten, langweile mich riesig, bin noch immer Second und mit tausend Grüßen an die Frau Gemahlin

Dein treuer, alter Fritz."

* * *

— Du, wer ist denn der Fritz? fragt sie.

— Der lustige Fähnrich von damals, vor drei Jahren.

Sie hat schon wieder die Erinnerung gefunden, seine verschämt verliebten Augen tauchen ihr auf, und eine kleine Freude durchzieht ihr müdes Herz.

Er muß noch immer lachen über den seltsamen Brief und das seltsamere Geschenk.

Eine verdammt merkwürdige Pflicht, die man ihm da auferlegt, Sekt zu trinken in all dem Elend.

Doch er läßt sich nicht lumpen und wird getreulich seine Pflicht erfüllen.

Wenn eine Spur von Geschäftssinn in ihm steckte, so würde er versuchen, die Flaschen zu Geld zu machen und den lustigen Schaum in höchst solide Wurst und konsistentes Hausbrot zu verwandeln. . . Doch diese Gedanken sind so ferne von ihm!

Sein Weib betrachtet ihn, glücklich schon, daß er doch wieder für etwas Teilnahme zeigt.

— Mach mal eine auf, Hansel, bittet sie, um ihn zu erfreuen.

— Aber Kind, wir können doch den Champagner nicht auf leeren Magen trinken, meint er fidel. So was darf nur in würdiger Begleitung angefahren werden.

— Weißt Du was, Hansel, ich werde mal sehen, ob ich vom Luhn (das ist der Krämer an der Ecke) nicht auf Kredit ein bischen Schinken kriege.

Aber er fühlte plötzlich die gründlichste Verachtung für den Schinken vom Luhn, wie für den ganzen Luhn überhaupt. Diese Armeleuts-Delikatessen sind ihm zuwider. Er sehnt sich nach etwas wirklich Feinem.

— Giebts denn nichts mehr zum Versetzen?

Gestern haben sie schon das ganze Atelier durchstöbert und nichts gefunden. Nun wandern ihre Augen noch einmal über die spärlichen Stücke.

— Die Federbetten! Wie wärs damit?

Doch Antoinette protestiert dagegen. Und ein leuchtender verheißungsvoller Blick bringt ihn von dem Gedanken ab.

Sie hat recht!

Essen braucht ein Maler nicht notwendig. Er ist so oft ein Hungerkünstler ersten Ranges. Aber lieben muß er!

Und auf einem Strohsack das schönste aller Feste feiern — pfui Teufel!

Sie denken hin und her. Versetzt muß werden, sonst können sie ja den Sekt nicht trinken.

— Du, was mögen wir für den Petroleumkocher kriegen? fragt sie.

— Aber wenn der fort ist, worauf sollen wir denn kochen?

— Wir essen einfach kalte Küche. Bei der Hitze geht das doch famos.

Und ihm leuchtet dieser Vorschlag ein. Die Julisonne brennt auf das Dach hernieder, durch die großen Scheiben des Nordwestfensters dringt vom Hof her eine schwüle dumpfe Luft — da hat man wahrhaftig Hitze genug.

Also, Petroleumkocher, du mußt wandern!

Er packt das Geschirr ein, während seine Frau ihn bittet, auch ja um Gotteswillen die Versetzerin auf den neuen Triumphbrenner aufmerksam zu machen.

— Hör, Hansel, der Brenner! Vergiß den Brenner nicht! Am liebsten ginge ich selber mit, Du läßt dich immer übers Ohr hauen.

Aber er schwört, daß er diesmal gerieben sein wird, und weil ihm der Durst schon in der Kehle brennt, läuft er eilig davon.

Sie soll das Atelier schön machen, hat sie ihm versprochen. Aber lieber möchte sie weinen. In wunderlicher Trauer sitzt sie wieder und sinnt, wie närrisch doch die Künstler sind, wie sie nie Geld haben, und wie sie, wenn mal ein bißchen sich zu ihnen verirrt, es gleich in Tand ausgeben. Aber schließlich tröstet sie der Gedanke, daß sie doch keinen lieber mag als den Hans.

Dann macht sie sich ans Werk, kehrt den Staub ein wenig in alle Ecken, legt über den Tisch, da die Decke längst heidi ist, ihr letztes, schneeweißes Hemde. Dann kräuselt sie sich Löckchen, schnürt die noch etwas starke Taille in ein Korsett und zieht eine Seidenbluse an, die auf ihrem Körper fast wieder schön wird. Und ganz leise wagt sich ein bißchen Freude in ihrem Kopfe einzunisten. Sie summt ein Liedchen vor sich hin, an dessen Sinn sie selbst kaum denkt.

„So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage . . .“

Und da das Kind wieder schreit, legt sie es trocken und nimmt es zu sich. Die alte Angst wacht wieder auf: wenn das Elend dauert, was dann aus diesem schwachen Ding wohl wird?

. . . So leben wir, so leben wir. Su . . . su . . . su . . .

Aus dem Soldaten- wird allgemach ein Wiegenlied. Der Kleine beruhigt sich, und mit dem ausdruckslosen Gesicht eines Philosophen schläft er in seinem Waschkorb ein.

Mein Gott ja, so leben wir. Wenn wir auf die Welt kommen, schreien wir fürchterlich und kriegen vor Ärger oft die Gelbsucht. Was für ein Gesicht Vater und Mutter aber machten, als sechs Monate vorher höchst rätselhafte Erscheinungen unser keimendes Dasein ankündigten — daran denken wir später nie. Es ist uns ganz egal. Wir leben eben, su su su su su sum!

Schließlich kommt Hans auch wieder. Antoinette stürzt ihm entgegen.

— Wie viel hat die Versetzfrau Dir gegeben?

Wie viel? das weiß er selbst kaum mehr . . . So vier Mark circa.

— Hansel, was? Vier Mark! Aber ich hatte Dir doch gesagt, unter sieben solltest Du ihn nicht fortgeben. Ach, mein schöner Petroleumkocher! Nun können wir nur noch kalte Küche speisen.

Ihr eigener Vorschlag fällt ihr jetzt fürchterlich aufs Herz.

Er steht ganz zerknirscht da, und nur das eine kann ihn trösten, daß, wenn er sieben Mark bekommen hätte, das Geld auch alle wäre.

Langsam kramt er seine Sachen aus. Da kommt ein Büchschen Caviar, Anchovis, Antoinettens Lieblingsspeise, Lachsschinken, den er sehr chik auf einer umgedrehten Palette servirt. Dazu Brötchen, frische Butter, selbst das Eis hatte er nicht vergessen. Und für das Kind hat er eine große Kanne Milch mitgebracht. Die Kanne hat die gütige Milchfrau ihm geborgt.

Nun, Sonne der Freuden, gehe auf!

So viel schöne Frauen in glänzenden Toiletten sind ihm unterwegs begegnet, daß er den Glauben an das Glück wiedergefunden hat. Warum sollen sie sich nicht freuen, wo alle andern fröhlich sind! Und wenn schon Champagner im Hause ist, kanns doch gewiß nicht fehlen.

Aber in Antoinettens Gesicht liegt noch die alte Trauer. Da stellt er sich ganz entzückt über die Pracht des Ateliers. Welch ein hinreißender Gedanke, das Hemd der Liebsten als Tafeltuch! Daß das Messer keinen Stiel hat, schadet weiter nichts. Dafür hat er ein kostbares Sektglas erstanden.

— Siehst Du, Schatz, aus derFlasche können wir nicht trinken. Unsere Wassergläser sind kaput. Und da die billigen Sektgläser einfach scheußlich waren, hab ich ein besseres genommen. Es kostet nur ne Mark.

Doch wie sie dann noch immer den Kopf schüttelt, nimmt er sie um die Taille.

— Kind, paß nur auf! Wenn der Pfropfen springt, dann springst Du selbst vor Freude an die Decke.

Der Wein liegt in der Waschschüssel. Holder kann kaum erwarten, bis er sich abgekühlt hat. Dann macht er die erste Flasche auf. Bum! kracht der Pfropfen — sie schrickt zusammen, als sei ein Schuß durchs Atelier gegangen. Der Schaum zischt über das schlanke Kelchglas. Flugs getrunken, seine Augen brennen vor Begier.

— Wie schmeckts?

Sie nickt.

— Es schmeckt schon gut. Besser als Kindsbrei und Haferschleim.

Er trinkt auch. Langsam läßt er sich die Perlen auf der Zunge prickeln, mit der verhaltenen Lüsternheit eines Feinschmeckers.

— Ah! Pik! Pikfein! Wirklich . . . ächt!

Antoinette lacht.

— Du machst ein Gesicht, als hättest Du Dein Lebtag Sekt getrunken.

Er denkt nach, wann er das letzte Mal welchen gekostet haben mag. So gern möchte er jetzt ein bißchen renommieren. Aber er kommt nicht drauf — es muß halt lange her sein.

Und er nimmt sein Weibchen auf den Schoß.

— Nur munter! Munter! Trinken!

Mit den Caviarsemmeln stopft er ihr den Mund voll. Aber weil sie noch immer traurig ist, fängt er an zu schelten. Ihr ist das wohl nicht gut genug, der Schleckerin? Sie möchte Austern haben.

— Ach Gott, sagt Antoniette. Das alles ist ja wunderschön, aber was sollen wir morgen essen?

Wie ein Gespenst huscht die Vorahnung von morgen an ihnen vorüber. . . Aber er will vergnügt sein! Er will sich freuen! Und wie der Sekt so über das Spitzglas schäumt, da schäumt ihm die Phantasie über. Aus Mitleid fängt er zu schwindeln an.

Ja, alle Wetter, das hatte er ganz verschwitzt.

Also wie er so über die Straße geht, trifft er einen alten Freund, der den großartigen Auftrag hat, ein Restaurant auszumalen. Und der Goldmensch hat ihm angeboten, ob er dabei helfen will? Fünf Mark pro Tag! Ebenso viel wie ein Maurer kriegt — hatte der Freund triumphierend gesagt. Außerdem noch freie Kost.

— Also wirklich, wir haben wieder was zu essen? Nun atmet Antoinette auf.

— Nicht bloß zu essen, sagt er. Jeden Tag können wir uns den Magen verderben. Natürlich werde ich das

Restaurant mit Hummern, Lachsen und Rehrücken ausmalen — nach der Natur. Die Vorlagen bringe ich dann jeden Abend heim.

Gott, wie sie schlingen werden! Sie hat sich in Gedanken schon den Magen verdorben.

— Nein, nein, so viel darf ich gar nicht essen, sonst wird meine Taille zu stark.

Aber den Sekt stürzt sie hinab. Und auf einmal wirds in ihrem Kopf ganz licht. In ihrer Seele zünden bunte Lampions sich an. Ein ungeheurer Mut erfüllt sie, eine Lust, noch mehr zu trinken.

Da steht schon eine Flasche leer.

Aber sie können heut ja in Champagner schwelgen. Bums kracht eine zweite. Immer hurtiger laufen die Perlen hinab. Er hat sie zärtlich umschlungen — und da wacht wie ein Frühling, der lang unter Frost begraben lag, das Glück in ihr auf.

Sie zieht ihren Liebsten näher zu sich, damit sie ihn recht küssen kann. Und während dicke Thränen ihr aus den Augen kugeln, schluchzt sie:

— Ach, mein Hansel, mein Affe! Mein lieber süßer Kerl, ist das Leben schön! Ist das schön! Ist das schön!

Sie ruht in seinen Armen, von Küssen fast erstickt. Das Gestern hat sie vergessen, an Morgen denkt sie nicht.

Er schmeichelt ihr alles schöne vor, wie sie glücklich sein werden. Bald! Bald! In ein paar Wochen, ein paar Tagen!

Schon möchte er, schier allzukühn, der trägen Zeit voraneilen — da meldet sich der kleine Schreihals in der Wiege, als wenn er Unheil ahnte, und erhebt ein fürchterliches Geschrei. Antoinette muß herzlich lachen. Dieser Guckindiewelt hat wahrhaftig mehr Vernunft als sein verwegener Herr Papa!

Mit allerliebstem Schwanken, gewiegt von ihren trunknen Sinnen, steht Antoinette auf und holt die Milchkanne.

Gott sei Dank, daß sie etwas hat, um den Hunger des Kleinen zu stillen.

Die Milch gießt sie in eine dicke Champagnerflasche, setzt den Sauger drauf und legt dies Surrogat der Mutterbrust in den Waschkorb.

Der Säugling trinkt mit heftigen Zügen. All die Champagnerblasen steigen ihm in die Beine, daß er vor Vergnügen strampelt. Er trinkt und trinkt, und schließlich schläft er ein, den Schlaf aller gerechten und frommen Christen.

Vater und Mutter aber trinken und kosen weiter. Wie ein Amselpaar, das sich noch lockt, noch scheu sich flieht auf hohen Zweigen, klingt zwischen ihnen die sehnsuchtsvolle

Liebesmelodie: Aber bald! Aber bald! . . . Noch einen Kuß, und Antoinette macht die Augen zu. Gute Nacht! Draußen versinkt im Farbenrausch die Sonne. Leuchtende Flammen tanzen über die nackten Wände. Bunte Bilder tanzen in Holders Seele.

Und es beginnt zu dunkeln. Ein letzter Abendschein schmiegt sich leicht auf Antoinettens Antlitz.

Wie schön sie ist! Auf dem dunkeln Grunde liegt sie da, ein goldnes Licht, — in all dem kargen Elend eine wunderschöne Blume.

Dreimal füllt Holder noch sein Glas. Dreimal trinkt er. Auf sein Weib! Auf seine Kunst! Und darauf, daß er doch mal durchkommt!

Dann sinkt sein Kopf zurück.

Die Nacht kommt mit ihrer dunklen Schwester, der Vergessenheit.

Ein altes Mädchen

Fräulein Hulda Lampe beging heute ihren fünfzigsten Geburtstag.

Als sie am grauen Morgen erwachte, war ihr erster angstvoller Gedanke, daß nun der gefürchtete Tag da sei. Sie fürchtete ihn, weil sie ihn ganz allein zubringen würde, wie übrigens alle anderen Tage und Wochen. Aber die Einsamkeit ihres Geburtstages war ihr noch entsetzlicher als die eines gewöhnlichen. Doch was konnte das helfen?

Sie stand auf, kleidete sich an und ließ ihren Hund Ami und die Katze Lisbeth ins Zimmer. Dann schloß sie die Thür der Etage auf, um den Brotbeutel hereinzuholen. Nach einer Weile, während sie das Bett machte, schellte es. Der Milchmann wartete draußen. Sie fertigte ihn im Gange ab. Und nun würde aller Wahrscheinlichkeit nach bis zum nächsten Morgen niemand wieder über ihre Schwelle treten.

Nun lag der ganze Tag vor ihr, einsam und öde, wie der dunkle Hof draußen, auf den zergehende Flocken in müdem Fluge niedersanken.

Sie kämmte die dünnen Strähnen ihres Haares. Aber plötzlich ließ sie die Hand sinken und mußte sich in die Ecke des alten Sophas setzen. Und dort blieb sie, bewegungslos und zusammengekauert, die Augen halb geschlossen — wie ein alterndes Tier, das im dunklen Dickicht des Waldes sich nicht mehr rührt.

Wie traurig ist die Einsamkeit des Lebens! Warum kam niemand heute, um ihr Glück zu wünschen? Es würde eine Lüge sein. Aber hängen wir nicht alle so an dieser Lüge? Einmal alle dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr möchten wir uns so gern vorgaukeln lassen, daß jemand über unsere Geburt sich freut. Das ganze Jahr hindurch empfinden wir so sehr, erdulden wir so still die grenzenlose Überflüssigkeit unseres Daseins. Und nur einmal möchten wir uns dem Traum hingeben, daß die Stunde jemand segnet, in der wir mit einem Schmerzenschrei das Einmaleins der Tage begannen. O wie süß, wie gut sind jene Worte, geschrieben, von wem sie wollen: „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag! Möge der liebe Gott Dir noch viele Jahre bescheeren! Mögen die kommenden so schön sein, so glücklich, wie das, auf welches Du zurückblickst.“

Und diese einzige Zeile, diese paar Worte, flammen sie nicht wie ein Purpurlicht auf die graue Einförmigkeit eines ganzen Jahres zurück? Glauben wir nicht, unser Leben sei wirklich schön gewesen, und hoffen wir nicht auf die kommende Zeit, daß sie uns auch Licht und ein wenig Sonne und ein paar Augenblicke des Glücks erblühen lassen werde? O theuerste, notwendigste aller Lügen, die: zu unserem Geburtstag uns Glück zu wünschen.

Aber zu ihr, der Alten, die oben im fünften Stock, in der entsetzlichen Mansardeneinsamkeit hauste, kam niemand; kein Postbote brachte einen Brief, kein Gärtner brachte einen blühenden Strauß von Rosen und Veilchen, deren heuchlerischer Duft ihr vorschmeicheln konnte, daß sie gepflegt, gesprießt, erblüht seien um ihretwillen, weil sie geboren, weil es Menschen und Dinge gab, die sich freuten, daß sie das Licht der Welt erblickt.

Kein Lächeln, keine weiche Hand, kein freundlicher Gruß verschönten die Oede dieses fünfzigsten Geburtstages.

Sie besaß nichts liebes mehr auf dieser Erde. Warum? Weil sie niemanden geliebt? Weil sie schlecht und hart und der Liebe unwürdig gewesen? . . Sie wußte nicht, warum.

Der Wind weht das eine Blatt hierhin und das andere dorthin; und wie der Wind die welken Blätter, so treibt das Schicksal unseres Lebens den einen hier, den andern dorthin.

In das weiche Nest eines lachenden Familienlebens oder in die dunkle Einsamkeit einer Mansarde.

Und doch spürte das alte grämliche Herz dieser grauhaarigen Jungfer noch einen letzten Rest von Wehmut, von Bedürfnis einer kleinen leisen Freude. Aber es gab nichts. Und wenn niemand ihr half, das Fest ihres Lebens zu feiern, sie selbst war zu schwach dafür, zu müde, aufgerieben von dem ewigen Alltag.

Sie frühstückte ihre beiden Semmeln. Während sie den Kaffee mit der bläulich weißen Milch vermischte, starrten ihre Augen zum Fenster hinab in das langsame Hinsinken und Schmelzen der Schneeflocken auf dem Hof.

Als aber die Uhr halb zehn schlug, machte sie sich auf den Weg zur Kirche. Sie besuchte die kleine Kapelle des Elisabethkrankenhauses. Es war die nächste und sie war seit Jahren gewohnt, dorthin zu gehen.

Die Frauen saßen in warme Tücher gehüllt ganz dicht nebeneinander, leise miteinander plaudernd. Die wenigen Männer schienen zu schlafen, Schulter an Schulter gelehnt.

Hulda sprach ihr Gebet, dasselbe, das sie jeden Sonntag sprach. Aber dann wachte eine leise Hoffnung in ihr auf. Sie schaute auf die goldenen Zahlen in dem schwarzen Brett, welche die Gesänge für heute anzeigten. Vielleicht

war ein Lied darunter, ein Vers, der für sie paßte. Eine Anspielung auf ihr Fest. Irgend etwas, das bewies, daß das dunkle Walten des Weltregierers an ihrem Dasein Anteil nahm. Aber nichts . . . Durch die nebelfeuchte Leere klangen all die weichen Frauenstimmen, nur sie saß stumm da, ihr trocknes, suchendes Auge vergeblich in das Gesangbuch versenkt.

Dann stieg der Pastor auf die Kanzel, den langen Talarrock schleifen lassend, langsam mit verdrossener Feierlichkeit Stufe auf Stufe nehmend, als suchte er die Zeit seiner Predigt abzukürzen.

Und er sprach von den Versuchungen der Welt. Er wies auf die vielen in der Großstadt, die das Wort Gottes nicht achteten. Auf die Verblendeten, die irrten, auf die Lästerer, die sich wider besseres Wissen empörten, auf die Gleichgiltigen, die nur dem Bauche frönten. Und er pries die Krankheit und das Leiden, er sang ein Lob den Dornen und Stacheln . . . alles für andere. Alles für Fremde, für Leute, die mehr Raum im Leben einnahmen. Nichts, nichts für sie.

Und die Grabeskälte der Kirche legte sich frierend in ihr Herz, und ohne Stärkung, ohne Mut stieg sie die fünf Treppen zu ihrer Wohnung wieder hinauf.

Fräulein Lampe.

Sie las ihren eigenen Namen auf dem abgestoßenen Blechschild, und ihr Herz krampfte sich zusammen, hier einkehren zu müssen.

Sie rief sogleich nach ihrem Ami. Es war ein alter Zimmerhund, böswillig, halbblind, der mit seinen langen Zotteln allen Staub aus den Ecken zusammenkehrte. Und dann öffnete sie die Küchenthür, um ihre Katze einzulassen.

Die beiden ersetzten ihr die Familie. Einer von Haß erfüllt gegen den anderen. Wenn sie ausging, so mußte sie beide getrennt einsperren, denn ein ewiger Krieg herrschte zwischen ihnen. Und sie selbst haßte sie im Grunde auch. Sie, die Häßliche, haßte diese Tiere wegen ihrer Häßlichkeit und ihrer Bösartigkeit. Manchmal wurde sie von Wutanfällen ergriffen und peitschte die Katze durch, weil sie gestohlen hatte, und zerrte den Hund durch seinen eigenen Unrat. Und doch hielt sie beide, um hin und wieder einen menschlichen Namen aussprechen zu können, um sich nicht in dem ewigen Schweigen der vier Wände in ihrer Unbeweglichkeit, ihrer Leblosigkeit lebendig begraben zu fühlen.

Dann machte sie sich daran, ihr Mittagessen zu bereiten, das erbärmliche Essen einer alten Jungfer mit Gouvernanteninstinkten, die, an den Kochheerd eigentlich nicht gewöhnt, sich durch das Zubereiten die Speisen selbst verekelt. Und

nachdem sie abgedeckt, setzte sie sich wieder in ihre Sophaecke, sah dem Zeiger zu, wie endlos, wie unmerklich dieser neue Schmerzenstag ihres zwecklosen Daseins verrann.

Aber drüben auf der andern Seite des Hofs saß die Familie eines Fabrikarbeiters noch bei Tisch. Die kolossal dicke Frau löffelte den Kindern Suppe in den Mund, während der Mann behaglich von seiner Gabelspitze ein Stück Fleisch nach dem andern herunterriß.

Hulda sah zu ihnen hin, und die Leute blickten in ihr Zimmer. Manchmal schienen sie von ihr zu sprechen. Mit Verachtung, denn sicher verachteten sie unsäglich die alte Jungfer ihnen gegenüber, die zwischen den Ständen stand, die, zu den Gebildeten sich rechnend, bei Proletariern wohnte, und der alle aus dem Wege gingen.

Aber sie sah das Lachen über die plumpen Späße und die Freude am Tiergenuß des Daseins. Und in ihrer Seele stieg wieder der müde Wunsch auf, sich auch ein wenig Freude zu bereiten. Sie grübelte nach, die Jahre vorüberziehen lassend, wie sie früher ihre Geburtstage verlebt. Viele, viele schon einsam. Aber immer ferner verloren die Gedanken sich, und sie kam an eine Zeit, da war sie einmal glücklich gewesen und hatte wirklich gelacht. Mitten aus der grauen Öde der Tage wuchs ihr diese magere herbstliche Blüte

hervor. Letzte Liebe eines ältlichen Mädchens, das zum ersten Male sie erfährt. Ein Tag der Liebe, allzu schnell dahin, wie Sonnenschein im November!

Sie stand auf.

Sollte sie sie lesen, diese Liebesbriefe aus der späten Jugend? . . . . Zum ersten Male wieder? Und sie zündete die Lampe an.

Oben auf ihrem Kleiderschrank stand ein Blechkasten. Sie öffnete ihn, und die Papiere quollen heraus. Da lagen Steuerquittungen, Prüfungszeugnisse, Atteste von Ärzten, das Testament ihrer Eltern, die Bescheinigung ihrer Pensionsberechtigung, nachdem sie zwanzig Jahre städtische Lehrerin gewesen, Mietkontrakte, Todesanzeigen, die sie aus Pietät aufbewahrt, ein dickes Packet dieser schwarzgeränderten Briefe . . . Es war ihr ganzes Leben, was da lag. Aber sie räumte eine Schicht nach der andern ab, ein Jahr nach dem andern, all diese tote graue Asche, die kein Lächeln der Erinnerung in ihr lebendig machte. Nur unten auf dem Grund glühte das Feuer. Und es glühte noch immer, es brannte wieder frisch, nachdem es fünfundzwanzig Jahre tot gewesen.

Ihre Hand zitterte, als sie die Briefe nahm, ein dünnes Bündel zierlicher Seiten, mitten entzwei gerissen — sie selbst

hatte es einmal im Zorn gethan, um sie zu vernichten. Aber ihre Kraft hatte nicht ausgereicht, und wie in Vorahnung, daß sie ihr einst etwas bedeuten würden, das einzige, was es in dem langen Leben für sie gab, hatte sie die Briefe aufbewahrt und ein rotes Band darum geschnürt.

Nun löste sie das Band, und eine tötlich fahle Blässe lag auf den Zügen des alten Mädchens.

*   *
*

„Schöne, Schöne und Geliebte! denn ich weiß nur, daß Sie schön sind, und daß ich Sie liebe. Ich liebe Sie. Mein Kopf ist ja so wirr, so brausend, und alles andere habe ich vergessen, was das Leben uns lehrt, und was zum Leben nötig ist. Ich weiß nur, daß Sie schön waren gestern nacht, und daß ich glücklich bin.

O und war das nicht entsetzlich zuerst in dieser Gesellschaft? Fanden Sie nicht auch, daß allzuviel Dummheit da auf einem Haufen war? Ich war so elend, so selbstmörderisch mich zerbeißend — und da sah ich Sie!

Wie ein Blitz war das. Nein, nicht wie ein Blitz. Nichts schmerzliches dabei. Wie ein milder Tau, wie ein reicher lauer Strom. Und wir kannten uns doch

gleich, wie zwei alte innige Freunde. War nicht jedes Wort, das wir sprachen, ein langes Sichgeben unserer Seelen, und jedes Lächeln ein Jahr des Sonnenscheins und des Glücks?

Und als Sie mir ‚gute Nacht‘ sagten, streifte langsam meine Hand an Ihrem Finger vorbei, als könnte ich etwas mitnehmen, einen Ring, ein irgend etwas von Ihrem Selbst, mehr als den Duft, mehr als den Klang Ihrer Stimme.

O und meine Seele war so übermütig glücklich.

Ich lief noch einmal ins Kaffee. Ich mußte dichten. Und weil ich kein Papier zum Schreiben fand, schrie ich nach der Speisekarte. Die Kellner stürzten herbei und staunten mich an. Dreimal Esel die! Als könnte ich ärmster Litterat in einem Kaffeehaus speisen. Aber volldichten that ich dem Wirt sein Lokal! Ich füllte mit Versen alles, was weiß war. Und wenn die zitternde Hand nicht gesunken wäre, ich hätte den Marmor der Tische und den Kalk der Wände mit meinen Versen zu Denkmälern der Ewigkeit gemacht.

Sie gaben mir neue Lieder, Sie gaben mir neues Leben!

Und heut am Tag lauf ich noch wie verrückt umher. Aber lachen Sie nicht! Höhnen Sie meiner

nicht! Er ist so schön, der Wahnsinn der Liebe, und es giebt so wenig Menschen, die ihn noch kennen. Leben Sie wohl!

Aber halt! Heut abend treffen wir uns. Nicht wahr? Punkt neun vor Ihrem Haus. Seien Sie gegrüßt. Ich möchte Verse murmeln und Sie küssen.

Ihr Poet."

Sie war wirklich schön gewesen an diesem Abend. So schön wie nie zuvor und niemals später. Sie hatte ein neues Kleid angehabt, prächtiger als ihre gewöhnlichen, das Geschenk einer Tante. Und ziehen die Frauen mit einem neuen Kleide nicht so oft auch eine neue Seele an? Sie hatte gefühlt, daß sie schön war, und das hatte sie glücklich gemacht. Und ihr Glück hatte ihre Schönheit noch gehoben.

Als Hulda diesen Brief gelesen hatte, nahm sie einen andern: ihre Antwort darauf. Nachdem sie ihn dreimal entworfen, wie eine sorgsame Schülerin ihren Aufsatz, hatte sie zwei Reinschriften angefertigt, deren eine sie aufbewahrte. Und nun nach fünfundzwanzig Jahren las sie die eignen ihr fremd gewordenen Zeilen wieder.

„Sehr geehrter Herr!

Wenn ich gewußt hätte, daß Sie die Erlaubnis, mir postlagernd zu schreiben, auf die Art mißbrauchen würden, so hätte ich sie Ihnen nicht gegeben. Ich habe

Ihren Brief dreimal gelesen und den ganzen Nachmittag darüber nachgedacht. Er ist sehr beleidigend, und ich habe sehr geweint. Denn Dinge, wie Sie auf der zweiten Seite schreiben, darf ein junges Mädchen nicht einmal gedruckt lesen, es ist aber eine Schande, wenn ein Herr so etwas an eine Dame zu schreiben wagt.

Doch Ihnen kann ich leider nicht in dem Maße zürnen, als ich über den Brief empört war, was ich doch von Rechtswegen sollte.

Sollten Sie, geehrter Herr, Ihr Interesse für mich nicht geheuchelt haben, und es auch nicht auf der Aufwallung eines Augenblickes beruhen, so würde die Gelegenheit, mich wieder zu sehen, sich dadurch bieten, daß Sie meinen Eltern einen Besuch abstatteten. Bitte kommen Sie Sonntag nachmittag ganz zwanglos, nur im Leibrock, und nehmen Sie mit einer Tasse Kaffee und Abendessen bei uns vorlieb. Aber ein nächtliches Rendezvous gebe ich Ihnen niemals. Ich verstehe nicht, wie Sie so etwas überhaupt von mir verlangen! Dagegen will ich gerne sein, für was Sie, wie ich glaube, nach Ihrem Brief mich halten,

eine treue

Freundin Ihrer Muse."

Nachschrift: Bitte schreiben Sie bald, ob Sie uns das Vergnügen schenken, denn wenn Sie nicht kommen, was ich sehr bedauern würde, mache ich mit meinen Eltern unsern Spaziergang."

Brenda hatte darauf nach zwei Tagen nur dieses kurze Blatt geschickt:

„Weil Sie's befehlen — und vielleicht auch, weil ich wahnsinnig bin, will ich's thun. Mich in die schlimmste aller Zwangsjacken, den schwarzen Leibrock, stecken. Nur sagen Sie Ihren Eltern, sie möchten gnädig sein und sich bald verziehn."

* * *

Und dann war der große Tag gekommen, wo der Dichter Besuch gemacht hatte in der Etage des Herrn Kanzleirat Lampe.

O, sie hatten Vorbereitungen getroffen, um ihn würdig zu empfangen. Denn wenn man die Staatsgeschäfte auch höher stellte bei Lampes, man wußte doch die Poesie zu schätzen.

Man hatte neue Rosetten für die Lichter geschnitten und eine neue Papierrose an den Kronleuchter. Alles, was an Prachtwerken ihnen und den Nachbarn gehörte, hatte man aufgestapelt, so daß es in die Augen fiel. Und der

Herr Kanzleirat hatte im Kopfe hin und her gewälzt, ob er dem beinah berühmten jungen Manne nicht ein paar Staatsgeheimnisse zum besten geben solle.

Die Frauen hatten einen Berg von Pfannkuchen gebacken und eine Kanne Kaffee gebraut, ein halbes Lot auf die Tasse. Und Tante Amalie hatte man eingeladen, Tante Amalie mit dem überströmenden Busen und dem Goldstrom der Worte, Tante Amalie, die nicht nur die Musen liebte, sondern auch wiedergeliebt wurde von ihnen. Zwölf dicke Romane hatte sie geschrieben, rund vierundzwanzigtausend Seiten, und ein Gedicht von ihr war schon veröffentlicht: ein Gedicht von drei Strophen. Übrigens hatten Lampes auch noch die Hoffnung, dereinst von ihr zu erben.

Aber welche Enttäuschung hatte der Dichter ihnen bereitet! Er, der so edel, so gebildet auf den Photographien erschienen war, saß stumm da wie ein Klotz, die Augen rollend gleich einem Einbrecher, den man ertappt hat, und der nicht mehr entwischen kann.

Die einzige, deren Zufriedenheit er wenigstens anfangs erlangte, war Mutter Lampe. Denn Kaffee trank er — in einem Nu die Tasse hinunter! Und er war ganz entzückt davon und meinte: solch ein Kaffee lohne schon vier Treppen und eine gebildete Unterhaltung.

Doch nachher geschah etwas sehr Taktloses. Als Hulda sich einmal möglichst unbemerkt aus der Thür stahl, lief er hinter ihr her und versuchte im dunklen Gange mit ihr zu flüstern und sie zu umarmen. Und er wagte, ihr den Vorschlag zu machen, sie beide wollten sich nebenan ins Zimmer setzen, in das Zimmer, wo ihr und ihrer Schwester jungfräuliche Betten standen, und das noch keines fremden Mannes Tritt entweiht hatte.

Den größten Zorn aber erregte er bei Tante Amalie. Diese hatte einen Arm voll Romane mitgebracht. Man muß die Gelegenheit benutzen, dachte sie. Selbstverständlich wollte sie nicht alle auf einmal vorlesen, sondern er sollte sich einen aussuchen, dessen Titel ihm am verlockendsten schien. Und daraus wollte sie dann etwas zum besten geben, so ein kleines Mille von Seiten oder zwei. Und im Schummerstündchen neigte sie sich lächelnd zu ihm und sagte:

— Auch ich habe in der Wiege den Kuß der Musen empfangen.

— Wieso? fragte er ganz verständnislos.

— Ich meine, daß wir Kollegen sind. Auch ich bin ein Vogel wie Sie und schaukle mich am liebsten auf den Zweigen des deutschen Dichterwaldes, um zu flöten.

Voll Erstaunen betrachtete Brenda die Frau, die tief eingesunken mit ihrer Leibesfülle das Sopha fast erdrückte.

— Vogel? fragte er. Wie darf ich das verstehn?

— Tante Amalie schreibt auch Romane, erklärte Hulda, während Tante still seufzend ihre vollen Augen zu dem Dichter aufschlug.

In diesem Augenblick erhob die ganze Familie den Kopf ein wenig höher und dachte an das Gedicht von drei Strophen.

Aber Brenda schrie ganz entsetzt:

— Was, Sie sind auch so eine? . . Ich habe doch gleich was gerochen. Warum zum Teufel, wenn Sie an Ueberfluß leiden, setzen Sie sich nicht auf . . .

Gott sei Dank, er sprach das Wort nicht aus. Es erstarb auf seinen Lippen.

Tante Amalie wurde nicht leichenblaß, sondern gelb wie eine Quitte. Die ganze Familie fürchtete für ihre Erbschaft.

Doch der junge Mensch besann sich noch und sagte lächelnd:

— Warum schreiben Sie nur Romane, schöne Frau? So lange man jung ist wie Sie, muß man welche erleben.

In Tantes Antlitz kehrte Leben und holde Röte zurück.

Vater Lampe dachte bei sich: Nun bekommt Hulda den ganzen Rummel, wenn nur der junge Mensch ihr einen Antrag macht.

Bis zum Abendessen ging die Sache wieder leidlich. Herr Kanzleirat hatte noch einige wichtige Briefe zu er-

ledigen. Mutter und Tante deckten den Tisch. Zehn Minuten konnte Johannes mit seiner Geliebten allein im Dunkel des Fensters stehen, unter dem großen Mottenbaum, der seine schwülen Blätter ihm entgegenstreckte.

Und aus ihren schmalen Fingerspitzen, die sie ihm ließ, sog er so viel Süßigkeit, so viel Rausch, daß er alles, was geschehen war, vergaß.

Er legte seine Hand auf ihren Arm und schaute ihr ins Gesicht.

— Wie kann man nur so blauschwarz das Haar haben und die Augen so strahlend licht!

Und dann lehnte er seinen Kopf an ihre Schulter. — So möchte ich liegen. Und träumen und Verse murmeln . . . Und zwei Schreiber müßten stehn, wie Dein Vater einer ist, und schreiben . . . während ich träume und dichte.

Aber in diesem Augenblick rief Frau Lampe:

— Nun kommt, Kinder! Wenn Papa das sieht, wird er böse, und die Kartoffeln werden auch kalt.

Das Abendessen ging ziemlich still vorüber. Johannes setzte all seine Hoffnung auf nachher. Deshalb stopfte er geduldig die Schinkenstullen hinein und trank von der Weißen, die herumging.

Aber für nachher hatte der Kanzleirat eine große Überraschung vor.

— Nach Tische trinken wir ne Bowle. Das ist für uns Berliner ganz was Extrafeines. Eine Maibowle mitten im Winter. Können Sie sich was Originelleres denken, Herr Doktor?

Denn von einer Bowle hatte er immer geträumt. In der grünen Leblosigkeit seines Büreaus, wo es nach toten Akten und Menschen roch, besuchte die Erinnerung ihn fort und fort, wie er in Bonn am Rhein Studenten einmal eine Maibowle hatte trinken sehen. Nie war ihm ein Rausch fideler vorgekommen als dieser. Und nun — hatte er nicht gestern beim Krämer eine Flasche gesehen mit Maikräuteressenz? Gab es Worte für solche Fügung? Rot vor Aufregung war er zur Mutter hinaufgestürzt, und im Familienkreise hatte man Rat gepflogen, ob man nicht zu Ehren des Dichters eine Maibowle trinken sollte?

Sie hatten fünf Flaschen Moselwein gekauft, die draußen im Küchenstein standen. Nach dem Essen wurde Mariechen, das Jüngste, hinausgeschickt, und mußte fünf Minuten lang pumpen, um die Flaschen zu kühlen. Der Herr Kanzleirat trug sie selbst ins Zimmer und entkorkte auch die Essenzflasche. Noch das nicht köstlich? Jeder mußte es bestätigen. Mariechen, deren Augen vor Erwartung wie ein paar Glaskugeln glänzten, wollte durchaus was davon schleckern, und die Tante meinte, das sei ein feines Parfüm fürs Taschentuch.

— Und was sagen Sie, Herr Doktor?

— O . . ., antwortete Brenda, es ist die Poesie des Waldes auf Flaschen gezogen.

— Ach, sagte Tante, daran erkennt man doch gleich den Dichter!

Das Ansetzen besorgte natürlich der Vater selbst. Indem er jede Flasche gehörig schüttelte, damit auch kein Tropfen drin blieb, ließ er den Wein in die Glasbowle laufen, die man vom Porzellanhändler geliehen hatte. Dann rührte er den Zucker ein und goß in kräftigen Schülpchen die Essenz dazu.

Und bei allem hielt er noch große Reden. Denn in jedem Menschen steckt ein Stück von einem Philosophen, der nur darauf wartet, herauszukommen. Vieles in der Welt war doch zum Kopfschütteln! . . . Zum Beispiel die Bonner Studenten. Solche wüste Kerle! Den Wein hatten sie aus Kanonenstiefeln getrunken. Und das feinste waren nicht mal Maibowlen, sondern Bowlen von Weinblüten. Aber das war doch eigentlich eine Schändung.

Mit seinem purpurroten Gesicht schaute er tiefsinnig in den goldigen Grund, aus dem berauschende Düfte emporstiegen.

— Ich halte das für eine Schändung, erklärte er der Familie. Ich kenne ein Märchen, da hat mal jemanden der

Blitz getroffen, weil er sich mit Kornähren die Stiefeln abwischte. Und die Weinblüten sind mir doch noch viel lieber. Denn aus der Blüte wird doch ne Beere. Und das giebt dann Wein. Und wenn die Studenten nicht so viel Blüten ruinierten, dann könnte mancher gewöhnliche Mann sich auch mal ein Schöppchen leisten. Ne, alles was recht ist. Aber gegen solchen Mißbrauch sollte die Polizei einschreiten. Hab ich nicht recht, Doktor?

— Ja freilich, sagte dieser zerstreut. Ich bin ganz Ihrer Meinung. Und dabei drückte er Huldas Hand so fest, daß diese Au schrie.

— Nanu? Was haste, Kind, fragte der Vater argwöhnisch.

— Ich auch, antwortete Hulda.

— Ja, es ist wirklich ne Schande . . . Kinder, seht bloß mal, wie grün und gelb das schimmert. Ist doch ne schöne Bowle! Schade, daß wir sie dem Porzellanfritzen wieder retourbringen müssen. Eigentlich sollten wir sie kaufen. Fünfzehn Mark ist gar kein Preis dafür. Was meinste, Tante, zu Mutterns Geburtstag?

Aber diese hörte solche Sachen nicht gern.

— Lieber Gott, Ihr trinkt ja doch kaum alle zehn Jahr mal Bowle. Was macht Ihr denn in der Zwischenzeit damit?

— Mutter kann ja Petersilie drin säen, meinte Mariechen.

Der Alte sah sein Töchterchen bewundernd an:

— Was dies Kind für Einfälle hat! Aus der wird noch mal was.

Aber weil ihm gerade der Weinduft in die Nase stieg, so kam er wieder auf seine Blütengeschichte zurück. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, ließ er überhaupt so leicht nicht wieder los. Und das war auch nicht merkwürdig, denn wenn einer die ganze Woche lang anderer Leute Gedanken nachschreiben muß, so will er Sonntags nachmittags wenigstens seine eigenen haben.

— Das ist wirklich ne Schande. Das ist doch gerade so, wenn ich ein Beispiel wählen soll . . . als wenn einer zum Beispiel ungeborene Kälber oder Kücken essen wollte. Hab ich nicht recht?

Ja, ja . . . Sie nickten ihm alle ziemlich zerstreut zu. Nur der kleine Schelm von Mariechen meinte:

— Papa! Sind das nicht Eier, die ungeborenen Kücken?

— Was? . . . Ja! Eier . . . Nun, das ist aber auch ganz was anderes. Das ist doch immer was Lebendiges. Und das ißt man alle Tage . . . Aber meinetwegen bleiben wir bei den Kälbern, die gehören auch besser hierher.

Endlich schien er mit seinen Vorbereitungen fertig. Die Flaschen waren leer. Und das Probieren ging los. Jeder mußte mal am Glas lecken, Mutter Lampe und Tante Amalie. Und die ganze Familie, die ein bißchen schläfrig gewesen war, kehrte wieder zum Leben zurück. Man riß die Augen weit auf und berauschte sich allein an dem Gedanken, welch seliger Spitz für jeden in dem Goldkessel steckte. Die alten Ehegatten erfüllte plötzlich eine ganz neue hochzeitliche Zärtlichkeit. Als der Herr Kanzleirat seiner Frau das Glas reichte, kniff er sie hinterrücks in den Arm. Tante Amalie im Sofa aber hob immer schwerer den überströmenden Busen auf und nieder, denn ihr wurde ein bißchen enge in den Kleidern.

Romane leben! ja, ja . . . Sie hatte schon ein Dutzend neue im Kopf. Lauter Liebe! Lauter Liebe!

Aber Vater Lampe schaute tiefsinnig wieder ins Glas. Irgend was fehlte . . . Das roch wohl gut, aber es sah doch gar nicht nach Bowle aus. Und plötzlich schrie er:

— Richtig, Kinder, daran liegts, der Grünkram fehlt. In ner richtigen Maibowle müssen die Maikräuter obenaufschwimmen. Mutter, was meinste, wenn wirn paar Blätter vom Mottenbaum nehmen? Nur fürs Auge, denn das Auge will auch was haben.

Aber die Frauen empörten sich dagegen. Den Mottenbaum solle er man in Ruhe lassen, der war ohnehin schwer durch den Winter zu bringen.

— Und das fehlte noch, fügte Frau Lampe hinzu. Vater, Du bist wohl dämlich. Ist denn unser Magen ein Kleiderschrank, den Du auspulvern willst mit Deinem Mottenbaum?

— Nu lassen wirs. Mit Frauen und Vorgesetzten soll man nicht streiten.

Und dann fing er an zu singen:

— Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus! Kinder, die Poesie des Waldes auf Flaschen gezogen: das machen wir öfters. Nun brauchen wir nicht mehr in den Grunewald. Prost, Herr Schwiegersohn, Herr Doktor wollt ich sagen. . . .

Doch dieser saß mit Hulda zusammen am Fenster, verborgen hinter Mutterns Nähtisch. O wie gut sich's da flüstern ließ, unter den Blättern des Mottenbaums.

„Weißt Du, Palmen müßten rauschen. Bleib, Hulda . . . Gib mir Deine Hand. Morgen früh, wenn Du zur Schule gehst, hol ich Dich ab . . . Wie heiß Deine Hand! . . Warum können wir nicht hinaus und allein sein?

Doch Huldas Gedanken waren sozusagen geteilt zwischen der Liebe und dem Wein. Augenblicklich wandte ihre ganze

Neugier sich der Bowle zu. Und als der Vater sie rief, um auch zu probieren, da gab sie das Glas dem jungen Manne weiter.

— Wie schmeckt's?

— O, sagte dieser leise und aus vollem Herzen, um Dich würd' ich auch Haaröl trinken.

Der Wein macht lustig. Und wenn es auch Berliner Wein ist, der nie den Rhein und nicht eine Traube gesehen hat, er macht doch lustig und löst die Zungen und benebelt den Verstand, bei denen am meisten, die am wenigsten davon besitzen.

Vater Lampe zeigte sich immer aufgeräumter. Um nicht Flecke auf seinen Rock zu machen, zog er ihn aus und legte auch den Kothurn der erhabenen Gedanken ab. Er wurde gemütlich, daß einem angst werden konnte, so gemütlich. Er sagte nicht mehr: lieber Doktor, sondern: lieber Schwiegersohn.

— Lieber Schwiegersohn, haben Sie auch ne gesicherte Existenz? Man kann nicht von der Luft leben, und auch nicht von der Poesie des Waldes. Na, stoßen wir an, es ist doch eine feine Zeit, in der wir leben. Eine aufgeklärte Zeit. Was wird nicht alles erfunden, zum Beispiel solche Essenz. Prosit, mein lieber Schwiegersohn, Sie sollen mir willkommen sein. Aber Garantien muß ich haben.

Doch Mutter Lampe fand das durchaus nicht schicklich, daß das junge Pärchen so verschämt in der dunklen Ecke für sich tuschelte. Man kann eine Tochter nicht nahe genug unter den Augen haben.

— Komm, Vater, sagte sie, Du hast Dich nun genug angestrengt. Setz Dich mal ein bißken ins Sopha. Und der Herr Doktor hat gewiß die Liebenswürdigkeit, das Bowleneinschenken zu besorgen. Nicht wahr?

Doch Johannes hörte nichts. Wie lag das alles von ihm fern; seinetwegen konnten sie ihn zum Schwiegersohn machen und zu was sie wollten — wenn sie ihn nur in Ruhe ließen! Er wollte sitzen, wo das Licht nicht blendete, und seine Hand im Haar des jungen Mädchens verlieren und leise sich das Gesicht von ihrem Atem fächeln lassen, der so kühl, so frisch, so angenehm war. Wie war das schön: der Blick in die dunkle Tiefe ihrer Augen und das leichte Wehen ihres Mundes. Wie gut ließ sich träumen, wie zerschmolzen alle schmerzlichen Leidenschaften . . .

Aber er schrak auf, wie wenn in seinem Innern etwas zerrissen würde, als Hulda leise flüsterte:

— Johannes, stehn Sie auf! Mutter will, daß wir uns an den Tisch setzen. Es ist auch besser.

Während sie ihn bittend anschaute, sah sie schöner als je aus. Und doch machte er ein finsteres Gesicht. Er

sollte Bowle einschenken, und den liebenswürdigen jungen Mann spielen und alte Frauen unterhalten!

— Ich Bowle einschenken? Mein Lebtag hab ich noch nicht Bowle eingeschenkt . . . Und überhaupt ich muß gehn. Wahrhaftig, ich habe die Zeit schon versäumt.

— Was? . . . schrie die ganze Familie auffahrend. Gehn! Jetzt!

— Ja, ja, wirklich! Glauben Sie! Mein Gott . . .

Er warf wieder wilde Blicke, eingepfercht gleich einem ertappten Diebe.

— Jetzt, wo die Bowle getrunken werden soll!

— Ja, ja, verzeihen Sie! Ein Freund . . . Ich muß ins Theater, es ist Premiere heute, ich muß klatschen.

— Was, was? Eine Bowle stehen lassen, zehn Mark hat der Wein gekostet, und die Essenz und der Zucker und die Mühe...

— Ja, mein Gott, der Wein zehn Mark? Aber hunderttausend Mark stehn auf dem Spiel! Ich muß klatschen — ich hab so breite Hände.

Und er lief hinaus, während die ganze Familie wie versteinert die Bowle anblickte. Nur der Vater, ganz wirr und halb betrunken, ging hinter ihm her.

— Himmel, Himmel, sagte er, mein Schreck! . . . Aber das war ja wie aufm Theater. Das reine Drama.

Kopfschüttelnd nahm er von seinem Gast Abschied.

Aber Brenda stürmte hinunter, durch die engen Straßen an den erleuchteten Häusern vorbei, bis er an einen freien Platz kam, denn sein Herz schwoll über, erstickte und schrie nach Luft.

— Platz, mehr Platz! daß mein Gelächter Raum hat, um sich auszuschütten, und meine Flüche sich Luft machen können. O Dummheit, Dummheit, warum wurdest du geboren? Warum giebt es so viel Dummheit auf der Welt! . . . Und darin lebt sie, die feine Blüte. Sie muß vertrocknen in dieser Wüste der Gewöhnlichkeit. O nur Platz! Nur Platz! Denn mein Herz ist zu voll. Zu voll von Wut, von Lachen — und so voll von Liebe.

* * *

Hulda liebte ihn. Sie liebte ihn, weil er sie mit einem Male wieder jung gemacht. Weil der berauschende Strom über sie gekommen war, mit einem unfaßbar schönen Gefühl. Er hatte ihr so viel neues und liebes gesagt, wie sie noch nie gehört. Und sie liebte ihn, weil er ihr den Glauben an sich und die Hoffnung auf die Zukunft wiedergegeben hatte. Denn manchmal dachte sie schon, es sei am Ende mit ihr, zu hoffen. Manchmal glaubte sie schon, wenn sie

auf die zahllosen Tage der Einförmigkeit, der freudlosen Arbeit zurück blickte, daß es nun so immer weiter gehn würde, immer eintöniger, die Tage der Freude immer seltener — bis zuletzt das Alter kam.

Aber da war er gekommen, und sie liebte ihn. Sie liebte ihn mit der ganzen Glut des alternden Mädchens, aber zugleich auch mit der ganzen Vorsicht, mit der Trockenheit, die durch die langen Jahre der Erziehung und der Gewöhnung zu Hause sich ihr eingeprägt hatten.

* * *

Es war ein grauer Morgen, kaum hell am Schiffbauerdamm. Der Wind wehte nasse Schneeflocken in die Spree und bog die Schirme um.

Johannes kam. Er hatte kaum geschlafen, die ganze Aufregung von gestern abend war noch in ihm.

Er gab ihr die Hand und faßte ihren Arm.

— Gehen wir hierhin.

— Nein, dorthin! Dorthin geht mein Weg zur Schule.

— Lassen Sie die Schule! Werfen Sie das alles weg! Wir wollen uns aussprechen. Wir wollen irgendwohin, wo es trocken ist.

— Aber ich muß in die Schule.

— Können Sie sie nicht einmal lassen? Ich habe Ihnen so viel zu sagen . . . Seien Sie leichtsinnig, schreiben Sie einen Zettel! Oder ich schreibe einen. Wir geben ihn dem Dienstmann — daß Sie nicht kommen.

— Was denken Sie? Sind Sie verrückt? Ich bin nicht frei wie Sie. Ich bin an meine Stellung gebunden.

— Reißen Sie sich los! Man muß das Glück an der Gurgel fassen, wenn man es zwingen will. Reißen Sie sich los! Von der Schule, von Haus, von allem. Wir wollen fliehn.

Er blickte unstät umher. Dieser frierende, triefende Wintermorgen — ihre kalte Abwehr — war das der glühende Traum der Nacht? Über sie weg blickend, sagte er noch einmal:

— Wir wollen fliehn.

— Was? schrie Hulda. Sie sprechen mit mir . . . ich verstehe Sie nicht, als wenn ich ein Mädchen von der Straße wäre.

— Spricht man mit denen so? antwortete er bitter. Aber ich sage Ihnen: ich liebe Sie. Und das ist das höchste, was ich zu sagen vermag. Und wir wollen uns lieben, nicht wahr? Wir wollen alle auslachen. Hast Du Mut, Hulda — alle auszulachen?

-- Aber wenn Sie mich lieben, sagte sie zögernd, so giebt es doch einen andern Weg, der sicherer ist.

— Nein, nein! Nichts von heimlicher Liebe, mit all dem Schmutz und all den Lügen. Wir wollen nicht wie Diebe uns durchs Dunkel stehlen, als ob wir uns schämten.

— Aber ich meine das auch nicht. Ich meine . . . Sie sollten mich heiraten.

Er blieb stehen und langsam den Kopf in die Höhe hebend, sagte er:

— Wenn Sie mich kännten, Hulda, würden Sie das nicht einmal wünschen. Ich bin kein Mensch, mit dem man lange Zeit glücklich sein kann. Und dann . . . heiraten — damit Ihr Vater mein Vater und Ihre Mutter meine Mutter und Ihr Dasein mein Dasein würde! Ach, Hulda, das mag für andere gut sein, für mich aber taugt es nicht.

— Und mich wollen Sie verführen? schrie sie empört. Mich wollen Sie unglücklich machen?

— O . . . sagte er. Wunderschöne Reden! Weißt Du, Mädchen, daß man nie unglücklich wird, wenn man das Leben sich unterwirft? Daß das Leben nur Macht über den hat, der sich ihm fügt? Der den Gesetzen folgt, die die Masse beherrschen? Wir wollen es auslachen, hör zu — wir wollen glücklich sein, heut und morgen . . . wie lang es

dauert. Wir wollen lachen, so lange wir jung sind. Und dann am Ende! Besser noch des Lebens Unglück, als des Lebens ewiger Alltag.

— Aber ich will auf dem rechten Wege bleiben, verstehen Sie das, Herr! Meine Eltern, Gott sei Dank, haben mich gelehrt, daß es Gebote giebt, die man zu halten hat.

Er nickte, streckte die Finger seiner erhobenen Hand aus und ließ sie wieder fallen, als wenn er sagen wollte: vielleicht haben Sie recht.

Doch nachdem sie eine Weile stumm dem Weg zur Schule gefolgt waren, fragte er nachdenklich:

— Und wenn niemand kommt, der Sie heiratet? Wenn das Glück vorbeigeht und Sie nicht sieht? Ist es dann auch ein Gebot, gehalten zu werden, wert: daß man nutzlos vertrocknet, daß man nicht genießt, was für einen erblüht ist? Ich frage nicht um meinetwillen. Ich will Sie nicht vom rechten Wege locken. Aber wissen möchte ich, was Sie darüber denken?

Sie antwortete nicht. Schweigend gingen sie weiter.

Und er fragte noch einmal:

— Muß man das Gebot halten, das einem befiehlt, zu verkümmern, nicht das zu werden, was man werden könnte? Würden Sie es nicht bereuen, ohne Liebe durchs Leben gegangen zu sein? Niemals ein Weib geworden zu sein?

Ich frage nicht für mich. Nur weil es so wunderbar wäre, und weil ich Ihre Auffassung vom Leben nicht verstehe.

Er sah sie fragend an. Da stieß sie endlich hervor:

— Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß man so, wie Sie wollen, nicht leben darf. Und daß die belohnt werden, die auf dem rechten Weg bleiben.

— Sie mögen recht haben, antwortete er. Aber wir verstehen einander nicht. Seien Sie mir nicht böse! Wir wollen uns Lebewohl sagen.

— Indem er ihr die Hand reichte, frug er bittend:

— Wollen Sie mir nicht einen Kuß geben? Den ersten und den zum Abschied.

— Nein, sagte sie hart, die Leute würden es sehen.

* * *

Das alte Mädchen saß und träumte aus der Vergangenheit. Stunde für Stunde des so rasch verwelkten Glückes wurde wieder in ihr wach. Und nun, als sie zurückblickte, da bereute sie nichts. Nein, sie hatte das nicht thun dürfen, was er von ihr verlangte. Sie war keine Verworfene. Und nun, wo sie alt war, verstand sie den Menschen, der so zu ihr gesprochen, ebenso wenig, als sie ihn vor fünfundzwanzig Jahren verstanden hatte. Nichts bereute sie. Nichts . . .

Nur das eine. Den einen einzigen Augenblick. Und die Thränen der Trostlosigkeit stürzten aus ihren trockenen Lidern, und sie weinte laut und schluchzte mit zitternden Lippen.

Warum hatte sie ihn nicht geküßt? Damals. Das einzige Mal. Warum nicht den Kuß der Liebe hingenommen? O, dann hätte das Glück wenigstens einmal sich ihren Lippen aufgedrückt. Und ihr Herz wäre nicht so ewig starr, so ewig unfruchtbar geblieben, wie ein verdorrtes, vergiftetes, verfluchtes Feld, auf dem nichts lebendiges gedeiht. Vielleicht wäre dann ihr ganzes Leben weicher und milder geworden. Und sie weinte laut und bitter in ihrer einsamen Stube, wo niemand sie hörte und niemand sie tröstete.

* * *

Aber sie bewahrte noch einen Brief von ihm. Ein kurzes Schreiben, das er ein paar Wochen später an sie geschickt.

„Hulda, ich ging im Tiergarten schlendern. Dort fängt nun ein neuer Frühling an zu blühn. Aber mir sind die Lieder noch nicht zurückgekehrt. Ich habe manchmal Ihrer gedacht, wenn es zu dunkeln begann, und heute auch, wo der Sonnenschein in den Knospen flimmert.

Ob Sie recht hatten? Ich weiß es nicht. Aber Sie konnten wohl nicht anders. Zürnen Sie mir nicht. Mein Leben fliegt so rasch dahin, und ich komme so selten dazu, rückwärts zu schauen. Werden Sie wieder froh und vergessen meiner. Der Frühling, der überall neues Gras sprießen läßt, wird auch darüber Gras wachsen lassen. Seien Sie glücklich! Auch ich will glücklich sein und lachen und jubeln, solange die Sonne noch scheint . . ."

Ihre rauhen Finger zerknitterten das Papier. Sie fühlte wieder denselben Zorn, den sie damals gefühlt hatte, den Zorn einer Beleidigten und Enttäuschten. Warum war er nicht gekommen und hatte ihr den Antrag gemacht? Wenn man so weit gegangen ist, kann ein ehrlicher Mensch von anständiger Gesinnung doch nicht mehr zurück.

Und sie erinnerte sich noch an die Wut ihrer Eltern. Ach, bei Lampes war seit dem Tage die Achtung vor der Poesie gar tief gesunken! Und als dem Herrn Kanzleirat zu Weihnachten ein Freund den Trompeter schenkte, warf er wütend das Buch in die Ecke und sagte, er wolle mit dem Zeug, das von diesem Lumpengesindel herrühre, nichts zu thun haben.

Uebrigens hatten alle außer Hulda schon längst Brendas Namen vergessen, während man sich noch lange Zeit der

kaum angetrunkenen Bowle erinnerte. Wenn Mutter Lampe das erzählte, wurde sie ganz weich.

— Vater hatte alles so schön hergerichtet! Fünf Flaschen Rheinwein hatten wir gekauft, für jeden eine, während auf uns Damen doch höchstens ein Gläschen zu rechnen war.

— Ja, ich war nämlich in Bonn gewesen mit dem Amtshauptmann von anno dazumal. Und dort hatte ich Studenten eine Bowle trinken sehen. Also sie war fix und fertig. Und da läuft der junge Mensch mir nichts, dir nichts wie ein Besessener aus dem Hause. Als ob's bei mir brennt. Nachher wollte er meine Tochter heiraten. Aber ich hab ihn schön herausgeschmissen. Wie hieß er noch gerade, Hulda?

— Du weißt doch, Papa, Brenda.

— Ach, was weiß ich! Kann man all die Namen von diesen Herumlungerern behalten? Aber der Mensch soll mir noch mal unter die Augen kommen. Dem würde ich den Marsch blasen. Der soll sich mal blicken lassen!

Aber er würde sich schon nicht wieder blicken lassen. Denn er war tot. Wenige Jahre später, mehr ein Jüngling noch, als schon ein Mann, starb er. Und mit dem Tode flog sein Name durch die Welt. Der Tod drückte ihm den ersten Kuß des Ruhmes auf. Alle

Zeitungen schrieben über ihn. Die, welche ihm fern standen und das Schlechtere von ihm glauben — was man ja lieber glaubt — erzählten, daß er der Unmäßigkeit seines Lebens, seinen Ausschweifungen erlegen sei. Und die das behaupteten, hatten nicht unrecht. Seine Freunde aber beweinten ihn, der dem Übermaß des Schaffens, dem allzu schnellen Pulsschlag seines Blutes, das sein Genie zu immer neuen Anstrengungen reizte, erlegen sei. Und wenn sie das behaupteten, so hatten sie recht.

In Wahrheit war er ein Mensch, der das Viergespann der Leidenschaften vor seines Lebens Wagen gezäumt hatte. Er fuhr schneller durch die Jahre dahin, als andere durch Monate, und doch waren ihm die Monate mehr, als andern die Jahre. Wenn seine Leidenschaft alles zu leben begehrte, alle Höhen und Tiefen durchmachen, hundert Existenzen in der seinen vereinigen wollte: so zwang ihn sein Genie, nach innen zu gehn und das Erlebte künstlerisch zu gestalten. Und wenn ein Stück der Vergangenheit in seiner Seele lebendig wurde, so schleuderte er es hinaus, in Bildern, in Versen, in einem neuen Werk, das er schuf, weil er es schaffen mußte.

Und da plötzlich hatte der Tod ihn gestellt. Er, der Lebensunersättliche, sollte sterben? Ein Schauder hatte ihn ergriffen, als der Arzt zu ihm sagte:

— Schwindsucht.

Die sicherste Helfershelferin des Todes. Er sterben! Und kein Ausweg möglich?

Der Arzt sagte: — Nein.

Er fragte einen andern, der ihm noch ein paar Monate gab, wenn er sich schonte. Einen Winter noch, bis zum Frühjahr.

Denn es ist merkwürdig, wenn im Frühling von den Wassern das Eis auftaut, dann sterben die meisten, die an der Schwindsucht krank sind, am liebsten beginnt dann die schwarze Blume des Todes zu erblühn.

Aber er wollte sich nicht schonen. Den letzten Rest des Lebens wollte er zusammenpressen. Einen Augenblick blickte er bedauernd und wehmütig zurück. Aber dann schaute er vorwärts. Nun galt es doch, das dunkelste von allen Rätseln zu lösen, die geheimnisvollen Schleier zu zerreißen: ob das große Nichts oder das größere Ewig dahinter sei ... Das Leben war doch schön! Immer geht es bergan. Noch wenn es Abschied nimmt, giebt es uns eine Frage auf und läßt uns einen letzten Wunsch und eine letzte Hoffnung.

Er stritt, er feilschte nicht mit den Tagen und Stunden. Er verstand zu sterben. Und königlich, wie eine geringe Gabe, gab er in einem weiten Blutstrom sein Leben hin.

Und als dann alle die kamen, die ihn geliebt hatten, da wagten sie kaum, laut zu klagen um ihn, der so friedlich und leicht nur zu schlummern schien.

* * *

Hulda sah ihn nicht wieder. Als sie die Nachricht seines Todes erfuhr, war sie schon sehr müde und glaubte denen gern, die sagten, daß er gestorben sei, weil er das Leben herausgefordert.

Sie selbst hatte sich in des Lebens Einmaleins gefügt. Sie ließ den Fluß der Jahre über sich ergehen ohne neue Hoffnungen und ohne neue Wünsche. Sie lernte die Interessen ihrer Kolleginnen verstehn. Sie grämte sich, wenn ihr Gehalt nicht erhöht wurde, und freute sich über jede Zulage.

Und dann kamen ein paar Jahre, die ließen sie noch mehr altern. Ihre Eltern starben. Sie beweinte sie lange und heftig. Aber es war nicht ein fruchtbarer Schmerz, der sich wieder aufrichtet und dem Leben einen neuen tieferen Gehalt gibt. Er hinterließ ihr nur eine große Leere.

Auch Tante Amalie starb. Eines Abends schlief sie ein über ihrem Roman. Sie hatte das schon so oft gethan. Aber für den Roman war es gewiß kein gutes Zeichen, daß diesmal ein so langer Schlaf daraus wurde, lang und tief, zum

niemals wieder Erwachen. Und wegen ihrer Erbschaft verfeindete Hulda sich tödlich mit ihrer jüngeren Schwester und deren Mann.

Und nun kamen die entsetzlichsten Jahre. Die Schulstunden brachen ihren Widerstand und erschöpften ihre Kräfte. Sie ging immer mehr auf in den Klatschereien und Streitigkeiten, die doch das Gleichmaß der Lage nicht verändern konnten. Und sie lernte, wie die andern, auch ihre Schüler und Schülerinnen hassen. Früher hatte sie der derben Lebenslust der Kinder ein junges weiches Herz entgegengetragen. Aber nun trocknete sie ein, sie wurde grämlich: sie haßte die Kinder, und die Kinder begannen sie zu verspotten. Und ihr Haß begann sich zu verallgemeinern zum Haß all der Menschen, die unter ihr standen, der Ungebildeten, der Arbeiter. Sie hatte grausam drakonische Ansichten, wie man die Unverschämtheit der niederen Klassen zurückdrängen müsse.

Und die Jahre gingen immer weiter. Sie, welche die jüngste unter den Lehrerinnen gewesen, wurde ebenso alt, wie die andern, und nach und nach, ohne daß sie es recht merken wollte, ersetzte eine jüngere Generation die ältere, und da gehörte sie schon zu den Gewesenen.

Es kam nun die Zeit der nervösen Krisen, des Weinens ohne Ursache. Sobald sie nach Hause kam, fiel sie erschöpft aufs Sofa nieder und ließ willenlos die Thränen fließen.

Und die Überanstrengung eines jeden Tages, dieser Kampf, den sie, halb erschöpft, immer von neuem durchkämpfen mußte, machte sie furchtbar altern. Der Staub der Schule setzte sich in ihre einstmals so schönen Haare fest. Es war nicht das Silberweiß, das sie färbte, sondern der Schmutz nahm ihnen die Farbe. Sie wurden struppig und häßlich. Und ihre Stimme mußte sie heiser reden im Gemurmel von sechzig unachtsamen Kindern. Und die Augen wurden entzündet, die Nase schwoll an. Sie litt an einem ewigen Stockschnupfen.

Mit der Zeit aber wurde sie fast zur Einsiedlerin, und als sie abging, blieb ihr kaum eine Freundin, die sie besuchte.

* * *

Die alte Jungfer saß da und grübelte. Das war ihr ganzes Leben gewesen, diese kurze Geschichte zweier Tage. Zwei Tage des Glücks auf ein ödes fünfzigjähriges Leben. Und die Briefe, die sie in der Hand hielt, waren das ganze Besitztum ihres Herzens. Alles andere war Schatten und Leere und die Zwecklosigkeit der gleichen Jahre.

Das war alles, was das Leben ihr hinterlassen. Sonst nichts. Nur diese leichten Stückchen Papier.

Sie entglitten ihrer Hand, und ihre Hand sank auf den Schoß. Da fühlte sie das struppige Fell der Katze, die

auf ihren Knieen saß. Ja, das auch noch: das hatte das Leben ihr auch gegeben, einen Hund und eine Katze. Außer ihnen niemand.

Und nun die Jahre, die folgen würden! Und wenn der Tod kam! Der Tod, mit dem sie ganz allein den Kampf auskämpfen mußte, ohne daß eine liebe Stimme sie tröstete und eine Hand die Stirn ihr kühlte. Ganz allein der Tod und sie — hier in der entsetzlichen Mansarde.

Und nichts hatte sie aus der Arbeit der fünfzig Jahre als Preis davongetragen, als das bißchen Brot, daß sie nicht zu hungern brauchte. Was war denn ihr Leben, diese endlose Anstrengung und Qual? Zwecklos! Zwecklos wie irgend was! . . Und sie hatte es nicht mal verjubelt, nicht mal verschwärmt, im wilden Lenz der Nächte. Sie hatte immer seine Gesetze und Gebote gehalten.

Eine wilde Wut stieg in ihr auf, nun allein gelassen zu sein. Nun war es zur Umkehr zu spät. Und doch erfüllte der Wunsch sie, sich an dem Leben zu rächen. Nachzuholen diese verhaßten Freuden! Irgend etwas Entsetzliches zu begehn! Etwas, was dem Leben Hohn schreit, etwas wider alle Natur!

Aber sie konnte doch nicht das Haus in Flammen setzen, sie konnte nicht ihre beiden Tiere morden.

Und sie stand da — finster, die ganze Trockenheit der Sinne mit einem Mal entflammt durch die Erinnerung, durch die Erkenntnis, die den letzten Rest ihrer Seele verbrannte.

Warum? . . Warum? . . Warum hatte das Leben sie allein gelassen, sie, die niemals sich versündigt?

Sie grübelte und grübelte und hetzte sich müde im Rasen ihrer eigenen Gedanken und konnte doch keine Antwort finden.

* * *

Als aber die Uhr halb vier schlug, stand sie auf, um sich Kaffee zu bereiten, denn auch in diesen Schmerz drängte sich die Gewohnheit ihres Lebens. Doch als sie sich niedersetzte, um ihn zu trinken, da konnte die Hand nicht mehr die Tasse halten, so fuhr sie auf und nieder in wildem Zucken.

Sie entschloß sich, auszugehn. Auf der Straße starrten die Leute sie an, wie beleidigt von ihrem Anblick. Aber sie war daran gewöhnt und achtete nicht darauf.

Unterwegs ging sie in einen Blumenladen und kaufte Rosen. Sie fragte nicht, wie viel sie kosteten. Einen ganzen Arm voll nahm sie mit — nicht für sich in ihr dunkles Zimmer.

Und die Menschen blickten sie noch erstaunter an, noch beleidigter. Als sei das etwas Scheußliches, die Fülle der blühenden Rosen im Arm dieser häßlichen alten Jungfer.

Immer weiter ging sie, bis an den Kirchhof. Dort lag Brendas Grab. Freunde hatten ihm ein Denkmal errichtet: einen Genius, der lächelnd die Fackel der Freude auslöscht, weil nun der große Feierabend angebrochen. Und der Genius trug die Züge des Verstorbenen in verklärter Schönheit. Darunter stand in einfachen Buchstaben: Johannes Brenda — ein junger Dichter.

Mit ängstlicher Scheu, als wenn jemand sie wegtreiben könnte, trat das alte Mädchen ans Grab dessen, der sie einst geliebt. Einen Tag nur, aber es war doch immer Liebe gewesen.

Und sie legte die Rosen ihm in den Epheu des Grabhügels und streute die zergehenden Blüten auf den weißen Marmor, dann faltete sie ihre Hände und betete heiß und inbrünstig um Thränen, daß die sengende Glut ihrer Augen sich kühlte.

Thränen . . . das war ihr letzter Wunsch.

Und sie betete. Rund um sie wurde es leer. Die Menschen gingen. Sie aber betete unklare Gebete voll Inbrunst und Zweifel. Sie flehte den Toten an um ein wenig Glück und bat Gott um Thränen.

Aber der Totengräber, der schon eine Weile hinter ihr gestanden hatte, legte die Hand auf ihre Schulter.

— Ein bißchen schnell, Frau!

Erschrocken blickte sie zu ihm auf.

— Schluß, Fräulein! Die Toten wollen schlafen, und wir wollen noch ein bißchen lustig sein. Sie müssen den Kirchhof verlassen.

Sie stand auf und ging mit trocknen Augen von dannen. Der Totengräber schloß murrend hinter ihr das Thor zu.

* * *

O merkwürdig bist du, Leben! Ohne Gerechtigkeit und ohne Dank. Dem, der lachend dich verachtet, streust du noch Rosen aufs Grab und gönnst kaum eine Zähre milder Wehmut ihr, die so ängstlich deiner gehütet und deine rechten Wege immer gewandelt.

Tod und Dichter

Die große Stadt schläft. Halb vier Uhr morgens. Nichts rührt sich auf den dunkeln Straßen. Die Gaslichter selbst scheinen zu erlöschen in diesen grauen Novembernebeln. Das ist die Stunde, wo die ungeheure Maschine für einen Augenblick in sich zusammenbricht zu einer Minute des Schlummers. Das nächtliche Jauchzen und Halloh des Genusses ist verhallt, das kreischende Räderwerk der Arbeit schnurrt sein Tagewerk noch nicht herunter.

An den glitschigen Wänden der Häuser vorbei fliegt ein Mann. Hurtig, hurtig, mit Windeseile, wie ein eifriger Barbier. Ein dürres schwarzes Knochenmännlein, das man nicht sieht, so rasch springt es dahin.

Und doch ist es ein gewaltiger Herr. Der Chef selbst der über Himmel und Erde berühmten Firma „Vernichtung und Comp.“ Es ist Gevatter Tod.

Und wie er bei der Arbeit ist! Flugs, flugs. In weniger als einem Hauch wird er die halbe Welt abklappern. Trepp auf, Trepp ab rennt dieser allmächtige Raseur des Erdballs, dem die Leiber hinsinken wie Bartstoppeln vor dem scharfen Messer. Husch fliegt er in dies Haus, husch in ein anderes.

Und doch ist es ein schlechtes Geschäft, das er betreibt. Das Leben ist stärker. Das hat er durch die Jahrhunderttausende bitter gespürt. Wie die Menschheit seufzte, gegen den Tod sei kein Kraut gewachsen, so murrt der Tod, daß gegen den Menschen keins gewachsen sei. Er rackert sich ab, daß ihm der Schweiß aus allen Knochen bricht — aber dies weiße, gelbe, schwarze Ungeziefer mehrt sich doch. Wenn er ein Stück des Erdballs rein gefegt hat, wimmelt's auf einem andern desto dichter.

In alten Zeiten ging der Gevatter noch einfach zu Werk, indem er jeden einzeln abmurkste. Später legte er sich eine Sense zu, da ging's schon besser. Nun hat er ein Beutelchen, das schwingt er wie ein Priester sein Weihrauchfaß. Wenn er's schüttelt, ist die Erde erfüllt mit Giften und Krankheiten, und wer ein Stäubchen einatmet, der japst, holt den Doktor und läßt sich von ihm weiter befördern.

Aber Feierabend wird's trotzdem nicht. Das Grünen und Sprießen und Sichlieben und Gebären hört nicht auf . . .

Wie der Knochenmann so die Straßen hinunterrennt, schrickt er vor einem Haus plötzlich zusammen. Auf dem kahlen Schädel bäumt sich das Hütlein in die Höhe . . . die hohlen Nasenlöcher schnüffeln entsetzt.

Was ist denn das? Was ist denn das? Hier stinkt es ja förmlich nach Leben!

Mit einem Satz nimmt er gleich alle Treppen auf einmal und schlüpft in eine versteckte Mansarde.

Es ist eine kleine Kammer, fast leer geblieben mit den paar dürftigen Sachen. Auf dem Schreibtisch schwelt halb erloschen eine Lampe und gießt den letzten trüben Schein auf Fetzen Papier, die von frischer Tinte noch feucht sind. Jemand hat dort etwas zu schreiben angefangen. Aber wie der Tod eintritt, erlischt die Lampe, und das Papier schrumpft knisternd zusammen.

In dem Stuhl sitzt ein bleicher Mensch, kaum über dreißig: ein Dichter. Entbehrung hat seine Stirn gerunzelt, Hunger seine Wangen gehöhlt. Aber aus seinen Augen, die er dann und wann aufschlägt, glüht noch mit innerlichem Sturm der heißeste Atem des Lebens.

Bis zu diesem Augenblick hat er an seinem Werk geschaffen und das Papier mit Leben getränkt. Er wollte fertig werden! Er wollte es vollenden! Der Kopf ist müde. Aber die Gedanken brausen durch sein Hirn wie ein unaufhaltsamer Sturm. Als müßte er die Ernte einholen, ehe sich der Himmel verfinstert und das Gewitter losbricht: mit solch gieriger Hast bringt er Blatt auf Blatt in Sicherheit. Denn das Werk, das so lange in ihm gelebt, das seine Seele gezeugt und ausgetragen hat, jetzt ist es reif, es löst sich von ihm los wie ein Kind vom dunkeln Mutterschoß.

Einförmig ist sein Leben hingeglitten. Lautlos, ereignislos. Wenn er durch die Straßen ging, ungekannt, mit weit offenen Augen und doch wie blind dann fragten die Menschen: Wer ist dieser Mensch? In welcher Welt lebt er? Uns ist er fremd, wir ihm. Was ist, scheint er nicht zu sehn, und er schaut Dinge, die nicht sind. Woher kommt er? Wohin will er?

Er aber ging mit vorsichtigen Schritten fern vom Lärme, wie eine Mutter, die nur Sinn hat für das zarte Leben, das in ihrem Leibe schläft, wartend, bis ihre Stunde kommt.

Seine Stunde aber war gekommen . . . Wort springt zum Wort, Satz zum Satz. Immer stolzer erhebt sich das

Gebäude seines Werkes — Jahrhunderte überragend. Bald wird es die Vollendung krönen.

Einen Augenblick atmet er auf. Träumend fliegt sein Blick hinaus, in kurzem Vergessen. Unter ihm liegt die düstere trostlose Großstadt in grauen Novembernebeln. Aber lächelnd schließt er das Auge: da breitet sich ein sonniges blaues Meer. Palmen rauschen auf gelbem Strand. Granatbüsche glühen im rötlichen Feuer, und die sich biegenden Myrtenstämme schneien weiße Blüten herab. Er selbst liegt in vielfarbigem Schatten hingestreckt und läßt die Hand von leichten Wellen bespülen. Dann hebt er im Wunsch den Finger empor. Lächelnd und nackt entsteigt da ein schönes Weib dem blauen Spiegel. Es blickt sich zaghaft um, wie geblendet von der Sonne. Die rosigen Zehen drücken sich leicht in den nassen Sand. Nun sieht sie ihn. Ein leichter Schauer durchläuft ihre Glieder, ein leises Frösteln kräuselt hinter ihr die See. Aber sie flieht nicht. Nur ihre Hand breitet sie vors Gesicht, damit sein Auge in desto größerem Entzücken die Schönheit ihres Leibes umspanne. Ganz nah schon bei ihm, flüstert sie: Mich friert. Wärme mich! Er flüstert wieder: Ich liebe Dich.

Und die verwegenen Finger gleiten sacht über ihre zarte Haut, daß helle Wasserperlen hinunterrieseln.

Sie schmiegt ihre Wange an seinen Mund und bittet leise: Küsse mich.

Er küßt sie . . . Zuerst pflückt er die Küsse, wie artige Kinder Blumen pflücken, dann trinkt er sie wie der frohe Zecher feurigen Wein, dann stürzt er sie hinab, als wäre er ein Verzweifelter, der Gift nimmt, um ein Ende zu machen aller Qual.

Das schöne Weib hält ihn umschlungen. Sie friert nicht mehr. Ihr weicher Körper glüht vom Widerschein der roten Blüten. In ihrem Innern aber brennt mit noch viel heißerm Feuer die Liebe . . .

Erwachend aus seinem Traum schaut der Dichter auf sein Werk.

Dies beides sollte das Leben ihm bieten: schaffen und genießen!

— Und jung sterben . . . sagt hinter ihm der hohläugige Tod.

Dann hat er ihn an die Gurgel gefaßt und würgt ihn. Entsetzt schlägt der Mann die Augen auf.

Sterben? Er will nicht. Er kann nicht, um dessenwillen, was mit ihm stirbt. Er nimmt den Kampf gegen dies fahle Gerippe auf. Wie ein Schwan mit starken Flügeln, schlägt er mit starken Armen um sich. Und der Gevatter muß

dran glauben, bald wäre ihm sein eigner Schädel aus dem Gelenk gesprungen.

Der Dichter befreit sich von den fürchterlichen Krallen. Wenn er mit eins nur sein Werk sich aus der Seele reißen könnte, daß es am Leben bliebe. Dann wollte er selber gerne sterben. Aber wie langsam malt ein Buchstabe sich an den andern!

Und der Tod in wütender Hast hat das schwarze Röcklein abgeworfen. So, wenn man frei die Knochen schwingen kann, greift's sich weit besser zu. Er zerrt den Feind auf's Bett, hockt über ihm wie ein fletschender Affe. Und nun die altbewährten Handwerksgriffe angelegt. Er packt den bleichen Lümmel. Da hilft kein Sträuben. Wenn er zuckt, wirft er ihn in die Kissen nieder, daß ihm die Sterbensangst durch alle Sehnen zieht. Tief krallen sich die dürren Finger ins Fleisch. Die sind ein Halsband, das nicht locker läßt.

Ein weiter Blutstrom entstürzt der tiefen Brust. Der Tod weicht zurück, er scheut das warme Blut, wie Menschen Leichengift scheuen. Aber dann bückt er sich nieder. Wollüstig klafft sein Mund auseinander. Er schüttelt sich in wütender Freude, daß die losen Backzähne rasseln. Und wie des Sterbenden Augen brechen, da leuchtet in seinen tiefen Augenhöhlen ein schwaches Flimmern.

Endlich hat der grimmige Gevattersmann, der uns allen noch Pein bereiten wird, gewonnenes Spiel.

Die Seele ist entwichen. Das Werk ist tot.

Ermattet bleibt der Tod noch eine Weile am Bettrand sitzen und betrachtet den überwundenen Feind.

O, daß er diesen noch in letzter Stunde erwischt, ehe der lebendige Keim in ihm fruchtbar geworden, das war gut. Das war ein schönes Werk. Nun war er tot! Alles war in ihm tot, was mit ihm geboren war, und was seine Seele hätte gebären können. Daß er diesen umgebracht, war besser, als wenn er tausend Mütter umgebracht hätte mit der sich regenden Frucht in ihrem Schoß. Denn der hier lag, war mehr gewesen als ein Träger des Lebens, ein Erzeuger hätte er werden können, da des Lebens Urkraft in seinem Innern gekeimt hatte. Nun lag der tot, der Ewigkeiten hätte schaffen können, deren Früchte nicht welken vor dem Hauch der Vernichtung. Aber Er, der Gewaltige, war noch im rechten Augenblick hinzugeeilt und hatte der Unsterblichkeit ihre Schätze entrissen.

O, das war ein Meisterstück! Nun konnte der ausruhn. Nun mochten tausend Gelehrte ihren achtzigsten Geburtstag feiern und Grabesstank verbreiten wie die Bücher, die sie geschrieben.

Hier lag der Geist des Lebens tot und Nichts!

Nun mochten alle Königinnen der Welt guter Hoffnung werden und ihre Jahrhunderte alten Geschlechter mit einem neuen Sprößling der Ewigkeit näher tragen. Narren der Ewigkeit! Wie ein Windhauch, der vorbeigeht, sterben alle Geschlechter dahin und lassen keine Spur zurück. Aber hier liegt einer, der die Welt mit ewigem Leben hätte tränken können. Doch er ist tot! Er hatte einen Schöpfer umgebracht. Er hatte einen neuen Gedanken in seinem Samen erstickt. . . Und das war der größte Triumph über das Leben, den er feiern konnte.

Laut gellend lacht der Tod auf und beugt sich noch einmal zu dem Leichnam nieder. Dann schickt er sich zu neuer Arbeit an, langsamer, gemächlicher die Treppe hinunterschlürfend, als er sie hinaufgeeilt. — — —

Draußen ist die Geschäftigkeit des Tages erwacht. Durch die Straßen eilen die Menschen. Ueberall Wagengerassel, Klingeln der Pferdebahn, Vorbeisausen wappengeschmückter Karossen. In allen Werkstätten, in allen Bureaus, auf allen Neubauten Heere von Arbeitern beim Werk.

Aber der Tod verlacht sie alle, alle . . . Was wollt ihr? Woran vermeßt ihr euch? Was ihr treibt und schafft, das ist ja doch nur für heute. Morgen komm ich,

und alles ist dahin, ohne eine Spur! Schreibt nur, schmiert nur, füllt nur eure Makulatur! Ich rieche sie gern, sie stinkt nach Leichendunst. . . Baut nur eure Häuser recht hoch in die Luft, eure gen Himmel ragenden Gräber! Ihr alle, alle, streut nur die Spreu des Lebens aus! Da oben liegt einer, der war ein Samenkorn der Ewigkeit. Aber ehe es aufging, hab ich es vernichtet. Nun triumphier ich. O! Wahrhaftig, einen bessern Narrenspossen hab ich dem Leben nie gespielt.

Die Seele des Mädchens

Es war einmal ein Mann, der wacker gekämpft hatte. Er hatte viel Elend gesehen und vieles selbst durchlebt. Aber nun war er in eine stille deutsche Stadt gekommen und hatte sich in ein schönes Mädchen verliebt. Und er war trunken vor Glück, und alles schien ihm blühend und schön. Denn er sah alles in dem rosigen Schimmer, der von dem Antlitz seiner Braut erstrahlte. Ihm, dem des Lebens Streiten harte Furchen und Runzeln ins Gesicht gegraben hatte, erschien ihre reine Stirn als das Herrlichste, was er je gesehn. Er wußte nichts, womit er sie vergleichen könnte.

Einmal standen die beiden vor der Madonna von Raffael. Und er sagte:

— Dein Scheitel gleicht dem der Himmelskönigin, der Mutter Gottes.

Aber das Mädchen lachte und antwortete:

— Ach, sieh doch zu! Sie hat ja ein paar Fältchen auf der Haut, da, über den Augen. Aber ich, ich habe

keine. Und wenn ichs auch versuchte, meine Stirn in Falten zu legen, so könnt ich's doch nicht.

Und staunend sah er, wie sie die Brauen auf und nieder zog. Aber ein Fältchen wollte sich nicht auf der Stirn zeigen. Da war er noch mehr entzückt von ihrer Schönheit und ihrer Reinheit. Und er wußte nichts, womit er diese Stirn vergleichen könnte.

Eines Abends aber saßen sie am Meeresstrand. Und er fand eine seltene Muschel, die noch vom Kuß der feuchten blauen Sonnenstrahlen schimmerte, da sie eben erst aus der Tiefe aufgeschwemmt war.

Und der Mann zeigte sie seiner Geliebten. Und er sagte:

— Dieser Muschelschale gleicht Deine Stirn.

Und dann öffnete er sie und siehe da! drinnen lag eine Perle.

Thränen seligster Freude stürzten ihm aus den Augen. Und er küßte seine Braut und dachte bei sich: Ja, ihre Stirn gleicht der Muschel, und ihre Seele der Perle.

Und ihr Glück wurde immer sonniger. Sie lebten dahin wie Kinder. Die Tage waren ihnen lang und die Wochen flogen hin gleich Minuten.

Es war an einem taufrischen Morgen, da lustwandelten die beiden im Garten. Und alle Blumen an den Stengeln streckten sich aus, als wollten sie von dem Mädchen gepflückt sein. Aber sie ging an allen vorbei. Nur als sie an die Lilien kam, brach sie eine ab, eine kaum erblühte Knospe. Und sie zeigte sie ihrem Geliebten, indem sie sagte:

— Siehst Du, die gleicht meiner Stirn . . . Ich habe eine Lilienstirn.

Und sie steckte ihm die Blume ins Knopfloch und ließ sich von ihm einen Kuß geben.

Aber nach einer Weile, als er allein war, kitzelte den Mann ein seltsamer Drang. Er bog die weißen Blätter auseinander, und wehe! drinnen fand er einen häßlichen Wurm, der lauernd seinen ekligen Kopf hervorsteckte.

Von nun an wurde er nachdenklich. Zweifel regten sich. Was ruhte unter der weißen Stirne seiner Braut? War es eine Perle? — — ein Wurm? . .

Oft saß er stumm und lauschte ihren Reden, die munter wie ein Bächlein hinrieselten. Aber aus ihren Worten konnte er nichts entnehmen. Dann wieder starrte er sie an, um in ihren Zügen zu lesen. Aber vergebens. . . . Und wilde Glut kochte plötzlich in ihm empor. In seiner Tasche ballte sich die Hand um den Dolch, den er trug. Er mußte wissen,

was in ihrem Innern ruhte, und wenn er ihr die Haut zerfleischte.

Schließlich ging er in seiner Trostlosigkeit zu einem alten Einsiedler, von dem man glaubte, daß er ein großer Weiser sei in der Erkenntnis der Menschen. Man sagte, er habe alle Herzen studiert, Männerherzen, Weiberherzen, alte und junge Herzen, vornehmlich aber die Herzen junger Weiber. Diesem erzählte er seine Geschichte.

Der Alte nickte. Dann fragte er:

— Ist sie aus guter Familie, die junge Dame, von der du sprichst?

— Aus der besten.

— Und sie hat auch eine gute Erziehung genossen?

— O, sie hat drei Gouvernanten gehabt. Und die mußten immer um sie sein. Nie hat sie ein zweifelerregendes Buch in die Hand bekommen. Sie ist gehütet und bewahrt ihr Leben lang.

— Hm, sagte der Weise, . . . Du kannst dich beruhigen und sie heiraten — wenn Du magst, fügte er leiser hinzu.

— Aber sag eins, was verbirgt ihre reine faltenlose Stirn? Wie sind ihre Gedanken? Sind es Perlen? . . Würmer? . . Sag mir, sag mir? Was ruht unter dieser weißschimmernden Haut? Was ist dahinter?

Und der Weise schlug sein Auge auf, ein seltsam funkelndes Auge. So mochte wohl des Diogenes Laterne geleuchtet haben, mit der er Menschen suchen ging.

— Was ist dahinter? ... schrie der Mann noch einmal in höchster Verzweiflung.

Da lachte der Weise bitter.

— Das ist dahinter! antwortete er und schlug mit der Hand in die leere Luft, in das Nichts.

Des Pfarrers Traum

Der Ort, wo meine seltsame, aber ganz wahrhaftige Geschichte sich zugetragen hat, ist das Dörfchen Wunderborn, das irgendwo in deutschen Landen, fernab von der großen Heerstraße, liegt. Keine Eisenbahn gelangt dorthin, auch kein Radfahrer, nur selten einmal ein einfacher Wandersmann, der noch auf Schusters Rappen reitet.

Die frömmsten und wohl auch die glücklichsten Menschen in Wunderborn waren der Pfarrer Martin Gunkel und seine Frau Marie. Beide waren schon alt und litten an schweren Gebresten: er war stocktaub und sie ebenso blind. Wenn sie dadurch auch etwas weltfremde und einfältige Leute geworden waren, standen sie doch überall hoch in Ansehen, und die Bauern hatten vor der Weisheit ihres Pfarrers große Achtung.

Von den unzähligen Stuben und Kammern des mächtigen Pfarrhauses bewohnte das Pärchen zwei im ersten Stockwerk, die durch die Zweige einer Linde hindurch schöne Aussicht auf die Dorfstraße und die jenseits liegenden Wiesen bis zu fernen Hügeln hin hatten. Zwei andere Stuben, die auf der anderen Seite des Hauses im Erdgeschoß lagen, hatte der Pfarrer seinem Kandidaten und dem Hausfräulein eingeräumt. Die beiden Stuben lagen neben einander und hatten obendrein Aussicht auf den stillen Pfarrgarten. Wenn dieser Umstand auch etwas Bedenkliches an sich trug, so war es doch nicht anders gegangen. Denn außer dem Eßzimmer und denen des Ehepaares waren sie die einzigen, in denen Öfen standen. Die anderen Kammern waren seit einem Menschenalter unbewohnt, seltsames altes Gerümpel und verstaubte Bücher standen in den einen, Vorräte an Kartoffeln, Äpfeln, Zwiebeln und Obstwein wurden in den anderen aufbewahrt. In allen aber rumorten Mäuse, hingen lange Spinnweben an den Fenstern, und fiel der Kalk von der Decke. Deshalb konnte man auch niemand zumuten, darin zu wohnen.

Außer diesen vier Menschen, den beiden alten und den beiden jungen, wohnte noch einer im Haus und war sogar die Hauptperson: der alte Herrgott nämlich, der als un-

sichtbarer Meister über allen Dingen stand, das Falsche zum Rechten wandelte und dem Guten half, daß es gedieh. Er geleitete die Frau Pfarrer die Treppe hinunter und räumte ihr die dicken Steine aus dem Wege, daß sie nicht stolperte. Auch hatte Er am Rande des Teiches die Weiden wachsen lassen, woran die alte Frau, als sie einmal ins Wasser fiel, sich festhielt und so vor dem Ertrinken gerettet wurde. Mit derselben Güte sorgte Er auch für den Herrn Pfarrer. Wenn dieser spazieren gehen wollte, ließ Er die warme Sonne scheinen. Ballten sich aber am Himmel Gewitterwolken zusammen, oder blies ein frostiger Wind, so wußte der Pfarrer, heute solle er hübsch zu Hause bleiben, und war herzlich froh, daß er seine weichen Pantoffeln nicht gegen die harten Schaftstiefeln zu vertauschen brauchte. Der liebe Gott war hier also wirklich die Hauptperson, und nicht bloß an der Wand stand es in goldenen Buchstaben gestickt: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.

Das alte Pärchen saß meist am Fenster recht im Sonnenschein. Wenn man von draußen durch die Zweige der Linde ins Fenster schaute, konnte man wirklich glauben, sie hockten dort friedlich wie zwei Vögel in ihrem Nest. Frau Marie strickte meistens. Der Pfarrer aber, ein schöner Greis im Silberschmuck der Haare, die freilich vom Perrückenmacher

stammten, studierte, mit mildem Frieden auf dem Antlitz, ein gelehrtes Buch. Abends griff er auch manchmal zu seinem Perspektiv und vertiefte sich in die Wunder des Himmels. Denn seitdem er seinen Kandidaten hatte, der für ihn in den Filialdörfern predigte, benutzte er seine freie Zeit zur Astronomie. Jeden Abend entdeckte er neue Herrlichkeiten in dieser fernen Welt und erzählte davon seiner Frau, wie herrlich der Herr am Firmament seine Allmacht bewies, und wie wohlgeordnet dort Sternlein neben Sternlein stand. Doch auch die näher liegenden Dinge der Erde, die Blumen und Kräuter, auch alles große und kleine Getier, gaben dem Pfarrer Anlaß zu nie versiegender Bewunderung, und er sagte oft, so alt auch ein Mensch würde, er lernte doch niemals aus, und jeder neue Tag brächte neue Wunder.

Nur einen dunklen Schatten gab's in dem sonnigen Glück der alten Leute, und das war ihre Kinderlosigkeit. Der Storch, der auf protestantischen Pfarrhäusern doch so gern sein Nest aufschlägt, war an ihrem Dache vorbeigeflogen. Vor langen Jahren, als die beiden noch jung gewesen, hatten sie sich darüber manchmal gegrämt. Da aber war ihnen einmal zur Winterzeit ein kleines Rotkehlchen zugeflogen, das hegten und pflegten sie. Nachts schlief es in einem abgelegten Filzpantoffel des Pfarrers, tagsüber leistete

es ihnen am Fenster Gesellschaft, piepste und fing die Mücken weg. So hatte der Herrgott ihnen auch dafür Ersatz geschaffen, wenn auch keinen ganz vollgültigen. —

Unten im Hause wohnten, wie schon erzählt, der Herr Kandidat und das Hausfräulein.

Der Kandidat, Gottlieb Hagedorn mit Namen, war ein großer, stämmiger Mann, so recht ein Kerl wie aus einer Weißdornhecke geschnitten. Wenn er mit gewaltigen Schritten in seinem Studierzimmer auf- und abwandelte, mächtige Qualmwolken ausstoßend, die oben die Tüllgardinen bräunten, dann ächzte und knarrte der Fußboden. Doch war auch seine Rinde holprig und knorrig, so ließ sich sein Inneres durchaus nicht so zäh an wie das Mark des Weißdorns. Im Gegenteil besaß er ein weiches, leicht verwundbares Herz. Und auf Stunden, wo das heiße Blut in ihm überwallte und er einen dummen Streich beging, folgten Tage tiefster Zerknirschung, da er weder Rat noch Hülfe wußte und nur den einen Seufzer hervorstieß, der sich in seinem bärtigen Munde etwas seltsam ausnahm: Was wird meine arme Mutter wohl dazu sagen?

Lisbeth, seine hübsche Nachbarin, war schlank und biegsam wie ein Rohr. Aber ein starkes, kerngesundes Mädchen war sie. Den leichten Sinn hatte sie vom Vater geerbt,

der ein fröhlicher Organist gewesen war, und der heimlicher Weise auf seiner Kirchenorgel manches Studentenlied gespielt hatte. Die eiserne Kernnatur aber verdankte sie ihrer Mutter. Niemals hatte diese krank und wehleidig im Bett gelegen, ausgenommen zu Zeiten des Kindbetts, und auch dann nur jedesmal drei Tage.

Beinah ein Jahr hatten die beiden Nachbarschaft gehalten, ohne einander mehr als gut Freund zu sein. Da zog der Frühling wieder ins Land. Die Eisblumen tauten von den Fenstern, und der Herr Pfarrer putzte die Gläser an seinem Perspektiv. Ein lauer Wind öffnete die erstarrte Erde und die verschlossenen Menschenherzen. Die Blumen fingen an zu sprießen — und da wurde es auch Zeit, daß in den beiden das Kräutlein Liebe, das schon heimlich manchen Trieb versucht hatte, aufzublühen begann.

An einem schönen Abend saßen sie wieder Wand an Wand. Lisbeth nähte noch beim Lampenschein. Sie hatte einen Fensterflügel geöffnet, während hinter dem anderen ein Rosenstock mit dunkelroten Knospen stand. In dem nahen Apfelbaum, dessen Blüten wie Schnee flimmerten, wiegte sich eine Amsel, die noch zu später Stunde sang.

Der Herr Kandidat hatte seine Fenster fest verschlossen, damit der köstliche Pfeifendampf nicht so schnell entwiche.

Er trieb Exegese, und die geheimnisvollen Voraussagungen der alten Propheten bereiteten ihm Kopfschmerzen. Da strich der Frühlingswind durch die Zweige des Apfelbaumes, daß sie hörbar gegen sein Fenster pochten. Zugleich klang ganz leis, aber um so verführerischer das Lied der Amsel an sein Ohr, die ihn zu spotten schien. Dem Kandidaten wurde dunkel und dumpf im Kopf, die Schriftworte schienen ihm unergründlicher als je. Er schneuzte mal den Docht der Lampe, aber wenn diese auch hell aufflackerte, in ihm selbst wollte es doch nicht lichter werden. Da riß er das Fenster auf und beugte sich seufzend hinaus. Nebenan spiegelte sich in dem auswärtsstehenden Fensterflügel der Lampenschein und das Gesicht von Lisbeth, auch die beiden Rosen schimmerten und nickten ihm zu.

Als wenn nun der Vogel, unter dessen braunem Gefieder sich wohl der satanische Verführer selbst verborgen haben mußte, es erst recht auf die beiden abgesehen hätte, kam er näher herangehüpft von Zweiglein zu Zweiglein, daß wie Silberplättchen die weißen Blüten niederfielen. Und er begann ein Lied zu flöten, so voll lockendem Wohllaut, daß auch Lisbeth ihre Arbeit sinken ließ und hinausschaute. Da begegneten sich der beiden Blicke. Der Herr Kandidat schaute feierlich und ernst drein, indem der Geist der alten

Propheten noch auf seinen Zügen lag, Lisbeth aber lächelte schelmisch und sagte:

— Aus Ihrem Fenster dampft's ja wie aus einem Waschkessel.

— Ich habe Pfeife geraucht, — erwiderte Gottlieb. Es ist meine erste heute abend. Morgens rauche ich gewöhnlich drei Pfeifen, nachmittags auch drei. Und abends pflege ich auch meistens auf drei zu kommen.

Zugleich nahm er das lange Rohr in den Mund und qualmte in mächtigen Zügen.

Lisbeth hüstelte und hielt sich das Linnen vor, in das sie zierliche Buchstaben stickte.

— Pfeifendampf ist wohl kein großer Wohlgeruch für Damen?

— Wenigstens weiß ich bessere Gerüche, — meinte das junge Mädchen schnippisch und steckte ihre Nase in eine Rosenknospe.

Der Kandidat stellte mit tiefem Seufzer seine Pfeife beiseite, dann trat er auf die Altane, die sich von einem zum andern Zimmer hinzog, und pflanzte sich vor Lisbeth auf. Diese blickte nieder, ganz in ihre Arbeit vertieft, während das Fädchen in der auf- und abschnellenden Hand bald lang, bald kurz wurde. Dem Mann aber fing das

Herz an zu pochen, und das Blut schlug mit starken Wellen gegen seine Schläfen.

— Nähen Sie an Ihrer Aussteuer? — fragte er stockend.

Das junge Mädchen kicherte leis und streifte ihn mit einem neckischen Blick.

— So vorsorglich bin ich nicht; dieweil ich noch keinen Schatz habe, dieweil brauche ich auch keine Aussteuer.

— Es mag wohl manchen Mann in unserm Lande geben, der gern Ihr Schatz sein möchte.

Als der Kandidat dies gesagt hatte, in einem seltsam warmen Ton, der ihm sonst garnicht geläufig war, erschrak er selbst vor seiner großen Kühnheit, und wenn er nicht als breitspuriger Weißdorn dagestanden wäre, hätte er wohl zu zittern angefangen wie eine Espe. Lisbeth antwortete nicht auf seine Worte. Aber die Amsel kam herangehüpft, und ganz deutlich und verständlich klang ihr flötendes Lied:

Hört mir nur zu! Tirilü, tirilü.
Laß euch nicht Ruh! Tirilü, tirilü.
Sing euch von Lieb, von süßer Lieb . . .

Da wurde dem Kandidaten wohl und weh ums Herz. Sein Blut schäumte auf, als hätte ein Zauberer es mit seinem Stabe berührt. Und etwas zog an seinen knorrigen

Beinen, daß er schwankte und wankte, als müsse er vor Lisbeth hinstürzen und ihren weichen Leib umpressen. Ein Streifen vom Mond, der eben aufgegangen war, fiel durch das Blütengeäst in die kleine Kammer und glänzte mit lockendem Schimmer auf Lisbeths Bett. Da ergriff den jungen Gottesmann eine Himmelsangst, er preßte die Hand auf's Herz und stammelte das Vaterunser. Mitten drin fing er an: Unser täglich Br . . . Nein, führe uns nicht in Versuchung! Führe uns nicht in Versuchung!

Eine Wolke verdeckte den Mond, und der Spuk verging. Gottlieb wünschte Gute Nacht! und als er Lisbeth die Hand reichte, fügte er stammelnd hinzu:

— Fräulein Lisbeth, zur Erinnerung an diese wonnigliche Stunde bitte ich mir eine Rose aus.

Aber das Mädchen lachte mit übermütigem Spott:

— Die Rosen heb ich auf für meinen Schatz ganz allein! Zugleich schlug sie das Fenster zu und war hinter dem niederrollenden Vorhang verschwunden. Auf dem Baum aber spottete die Amsel:

Tirilü, tirilü! Laß euch nicht in Rúh
Von Lieb, von süßer Lieb. Tirilü . . .

* * *

Es folgten nun Nächte, da überkam den Herrn Kandidaten eine große innerliche Not und Hitze. So toll verwegene Wünsche regten sich in seinem Sinn, daß er manchmal ganz erschrocken und betrübt über sein eigenes Wesen laut aufseufzte. Lisbeth hörte das, und ihr Herzchen wurde windelweich. Es reute sie, daß sie dem Manne nicht die Rose geschenkt hatte.

Die beiden hielten noch manchen Abend trauliche Zwiesprache auf der Altane. Die Amsel schwang sich zu ihren Häupten in den blütenschweren Zweigen. Sie sang und lockte und spielte den Vermittler zwischen ihnen. Denn was keines zu sagen, kaum zu denken sich traute, das sang sie frei heraus, und das Allerverwegenste klang in ihrer Sprache wie etwas ganz Unschuldiges.

Jedesmal, wenn Lisbeth Gute Nacht! wünschte und ihr Fenster schloß, sah sie, wie Gottliebs Miene sich verfinsterte. Da — sie that es nicht in schlimmer Absicht, sondern um ihn nicht zu kränken — ließ sie eines Abends ihr Fenster nur angelehnt. Gottlieb, der gerade in sein Zimmer treten wollte, hatte es mit einem Blick bemerkt. Eine feurige Lohe schlug ihm entgegen, als wenn das ganze Haus in Flammen stünde. Und hinter ihm sang die Amsel:

Hol sie dir! Hol sie dir!
Die rote Ros', die süße Lieb!

Da packte es den heißblütigen Menschen mit übermächtiger Gewalt. Er stürzte hinaus und schwang sich durchs Nachbarfenster. Dann streckte er die Hand nach der Rose aus, aber im nächtlichen Dunkel stand eine Gestalt vor ihm voll zitterndem Leben, und so lockend dünkte ihm die Lust der einen Stunde, daß er sein ganzes Leben und seiner Seele Seligkeit darum gegeben hätte.

* * *

Auch an den Abenden, die nun kamen, mit immer weicherer Luft und immer süßeren Düften, schlug die Amsel noch manchen Schlag. Aber es lag ein klagender Ton darin, und den beiden standen die Thränen in den Augen, wenn sie ihm lauschten. Als die Abende länger wurden, hörte sie ganz auf zu singen. Es wurde nun still, nur die Unken riefen in dem nahen Teich. Die Blüten waren verschneit vom Apfelbaum, dafür aber setzten kleine Früchte an, die, weil die Jahreszeit günstig war, immer rundlicher wurden.

Nun saßen Gottlieb und Lisbeth manche Stunde und starrten düster vor sich hin. Eines Abends aber, nach böser Kunde, umklammerte Gottlieb seinen Kopf mit beiden Händen

und seufzte aus tiefstem Innern: Was wird wohl dazu meine arme Mutter sagen?

Lisbeth dachte auch an ihre Mutter und an ihre vier Schwestern, die alle tugendhaft geblieben, und von denen drei schon verheiratet waren. Wann sie aber mit Gottlieb vor den Altar treten würde, das wußte der Himmel, denn es dauerte noch mindestens zwei Jahre, bis ihr Bräutigam eine Pfarre bekam. Daß aber ein armer Predigtamtskandidat geheiratet hätte, ehe er im Amte saß, dies Stückchen hat sich in der protestantischen Kirchengeschichte noch nicht zugetragen.

Gottlieb lag in seiner Kammer auf den Knieen und flehte den Himmel an, er möge ein Wunder thun.

— Laß den Kelch vorüber gehen, Herr Gott, ich bitte Dich. Thue ein Wunder und laß uns nicht büßen unserer Sünde Schuld!

Lisbeth aber blickte zum Wasser hin, aus dem die Unken riefen. In ihrem Ruf glaubte sie schon das Gespött der Menschen zu vernehmen. Am Ufer des Unkenteiches standen Weiden, die Gott hatte wachsen lassen, damit sich die Menschen daran festhielten. Aber es gab auch eine Stelle, wo keine Weiden standen. Nur bleiche Seerosen schwammen dort auf dunklem Wasser. Und dort wars am allertiefsten.

*   *   *

Wie gut es der Herrgott mit dem alten Ehepaar sein Lebelang gemeint hatte, kann man daraus ermessen, daß er den beiden niemals solche Versuchungen auferlegt hatte wie dem Gottlieb und der Lisbeth. Auch als er noch jung gewesen, hatte der Pfarrer nie solche Siedeglut in sich verspürt wie sein Kandidat, und keine Amsel oder Nachtigall oder sonst ein Vogel hatte je den beiden so verführerische Lieder vorgesungen. Dafür brauchten sie sich jetzt auch nicht zu grämen, daß die Amsel nicht mehr sang, sondern sich ein Nest baute und Eier legte. Ebenso natürlich fanden sie es und sahen keinen Anlaß zu trüben Gedanken darin, daß an den Apfelbäumen die Blüten herunterwehten, und kleine Früchte ansetzten, die immer rundlicher wurden.

Im Gegenteil war das alte Pärchen diesen Sommer fröhlicher als je. Wenns so weiter ging, nahm die Taille der Frau Pastor gewiß noch um zwei Zoll mehr zu als im vergangenen Jahr. Und der alte Herr war so aufgekratzt, daß er sogar ein Späßchen machte. Als er bei seinem Morgenspaziergang Lisbeth einmal im Garten traf, fiel ihm auf, wie hübsch rotbäckig und voll sie geworden war, und er meinte schalkhaft zu ihr: Die Wunderborner Luft habe wirklich eine ausgezeichnete Wirkung.

Lisbeth aber schien diesen Scherz falsch aufzufassen, denn sie wandte sich kurz ab, und eine flammende Röte lag auf ihren Wangen.

Es war ein gesegnetes Jahr. An den Bäumen und Sträuchern des Pfarrgartens hingen die Früchte in solcher Fülle, daß man noch ein Fäßchen Obstwein mehr keltern konnte als im vorigen Herbst.

Eines schönen Nachmittags nun hatte der Herr Pfarrer den ersten Stachelbeerwein probiert, der so süß und feurig gewesen war, daß er dem alten Herrn zu Kopf stieg. Allerhand unvernünftige aber lustige Gedanken hatten sich unter seiner Perrücke getummelt. Und schließlich war er eingeschlafen.

In diesem Schlummer nun hatte er einen merkwürdigen, höchst seltsamen Traum. Und so deutlich und wahrhaft träumte er alles, daß ihm, als er sich aufwachend die Augen rieb, noch jedes Wort deutlich in der Seele geschrieben stand. Er sprang aus seiner Sofaecke auf und ging mit gefalteten Händen im Zimmer hin und her. Und plötzlich schrie er unter Schluchzen ganz laut (denn wenn jemand taub ist, hält er auch alle anderen und selbst den Herrgott für taub):

— Deine Allmacht ist ja so groß. Wenns möglich wäre! Wenns möglich wäre!

Dann lief er die Treppe hinunter in die Küche. Am Herde wirtschaftete Lisbeth, Frau Marie aber saß in einer Ecke und rührte Pflaumenmus um, denn das konnte sie trotz ihrer Blindheit. Lachend und weinend umfaßte der Pfarrer sein Weib und rief:

— Marie, meine liebe Marie, uns wird in diesem Jahre noch ein Knäblein beschert.

Seine Frau machte große Augen und traute ihren Ohren nicht. Dann ergriff sie das Hörrohr, das ihrem Mann wie ein Posthorn über die Schultern hing, und schrie hinein:

— Du träumst wohl, Martin!

— Ich habe geträumt. Der Gott Abrahams ist mir erschienen und hat es uns verheißen. Ein Knäblein! Ein Knäblein!

Da ärgerte sich die Frau über die thörichte Rede ihres Mannes und rief ihm wieder zu:

— Wie kannst Du solche Sachen vor Lisbeths Ohren sagen! Schämst Du Dich nicht?

— Warum sollte ich mich schämen, da der Herr solches Wunder an mir verrichten will?

Sein Weib aber lachte hell auf:

— Du bist wohl närrisch, Mann, geh doch!

Zum ersten Mal ergrimmte der Herr Pfarrer ernstlich über seine Frau und verließ die Küche. Weil er aber jemand seinen Traum mitteilen mußte, lief er zum Kandidaten ins Zimmer. Der saß in großer Betrübnis, und die hebräischen Verben, die er studierte, machten ihn auch nicht glücklich.

— Herr Kandidat — rief der Pfarrer, sind Sie ein Josef?

Gottlieb war aufgesprungen und sehr erschrocken über diese Frage antwortete er:

— Nein, Herr Pfarrer, kein Josef, sondern ein armer Sünder. (Er dachte nämlich an die Keuschheit.)

— So können Sie mir meinen Traum nicht deuten?

— Welchen Traum? — frug Gottlieb und spitzte nun die Ohren.

— Hören Sie zu!

Der alte Greis im Silberhaar hatte sich auf einen Stuhl geworfen, und während ein feierlicher Glanz seine Züge verklärte, hub er also an:

— Und der Herr erschien mir unter der Linde, da ich saß auf der Treppe des Pfarrhofes, da der Tag am heißesten war. Und da ich meine Augen aufhob und Umschau hielt, siehe, da standen drei Männer vor mir. Und da ich sie

sahe, lief ich ihnen entgegen und bückte mich nieder auf die Erde. Und sprach: Herr, gehe nicht vor Deinem Knechte über. Man soll Euch weiche Pantoffeln bringen, Euch die Schaftstiefel ausziehen, und nehmt nur derweil Platz. Ich aber eilte in die Küche zu Marie und sprach: Flugs, spring in den Hühnerhof und schlachte uns ein Hähnchen. Such aber nicht das älteste heraus, wie Du sonst thust, und brate es uns! Auch lief ich in den Keller und holte eine Flasche Stachelbeerwein vom ältesten Jahrgang. Auch Ziegenkäse ließ ich auftragen und altbackene Semmel. (Frischgebackene gab es leider im ganzen Dorf nicht.) Und setzte mich mit unter die Linde, und alle schmausten wir nach Herzenslust. Da sprachen sie zu mir: Wo ist Dein Weib Marie? Ich antwortete: In der Küche, sie will sich nicht sehen lassen, denn sie ist noch nicht angezogen. Da sprach Er: So wahr ich das Glas leere auf Dein Wohl, siehe, so wahr soll Euch noch dies Jahr ein Knäblein beschert werden. Das hörte Marie am Küchenherd. Und wir sind ja beide, ich und Marie, hübsch alt und wohlbetagt, also daß der Storch wohl kaum noch bei uns Einkehr hält. Darum lachte Marie bei sich selbst und sprach: Nun ich alt bin, sollte ich mich noch mit Liebesgeschichten abgeben? Das geht mir doch über den Spaß. Da sprach der Herr zu mir: Warum

lacht Dein Weib? Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein? Habt nur Geduld, Ihr werdet noch eins bekommen.

Also erzählte der Pfarrer. Nachdem er geendet, schaute er seinen Kandidaten fragend an, und dieser antwortete nach langem Sinnen:

— Wahrlich, ein wunderbarer Traum. Höchst wunderbar. Aber so viel ich auch nachdenke, er läßt nur die eine Deutung zu, daß Ihnen, Herr Pfarrer, noch dieses Jahr ein Kindlein beschert wird.

Der alte Herr drückte darauf seinem jungen Freunde gerührt die Hand und verließ fröhlich das Zimmer. Der Kandidat aber wandte sich mit inbrünstigem Gebet zum Himmel:

— Vater, wenn Du ein Wunder vollbringen wolltest. Laß den Kelch an mir vorübergehen! Gieb ihn dem alten Manne zu trinken. Ihm wird er köstlich munden, mir aber ist er eitel Essig und Galle.

* * *

Abends erzählte Gottlieb den Traum des Pfarrers seiner Braut. Diese hatte in ernsten Erwägungen die Zukunft geprüft und sich vorgenommen, ihre wenigen Spargroschen zu nehmen und in eine große Stadt zu ziehen, um dort ein einsames Leben zu führen.

Als sie Gottliebs Erzählung angehört hatte, mußte sie lachen über die treuherzige Einfalt des Pfarrers, der bei seinen Jahren noch solche Wunderdinge erwartete. Doch während sie näher zuschaute, kam es wie eine Erleuchtung über sie. Konnte denn das Wunder nicht wirklich geschehen? Es trugen sich ja mancherlei Dinge zu. Freilich, von selbst vollzieht sich so leicht kein Wunder, man muß auch hülfreiche Hand anlegen. Aber dazu war sie ja gerne bereit.

Die Zeit verging. Und wenn man sich ehedem schon oft mit großen und kleinen Bitten zum Himmel gewandt hatte, so that mans jetzt erst recht. Gottlieb lag oft die halbe Nacht auf den Knieen. Was aber den Pfarrer anging, so war er seit der Stunde seines Nachmittagsschläfchens wie ausgewechselt. Abends setzte er seiner Frau mit eindringlichen Ermahnungen zu und fuhr sie hart an wegen ihres Unglaubens. Frau Marie aber machte sich ernstliche Sorgen, daß es ihrem Ehegesponst im Oberstübchen nicht ganz richtig sei. Doch weil er stets gut bei Appetit war, auch jeden Samstag eine recht verständige Predigt zu Wege brachte, ließ sie diese Furcht fallen. Desto mehr grämte sie sich, daß sie ihm nicht früher Nachkommenschaft beschert hatte. Doch was vor dreißig Jahren nicht möglich gewesen war, ging jetzt erst recht nicht mehr. Manchmal beschäftigte sie

die Erwägung, ob sie nicht von einem Bauern ein Kind annehmen solle? Aber das ging auch nicht, denn erstens hielt auch das ärmste Bäuerlein an seinen Jungen fest (mit den Mädchen war's schon anders), und zweitens setzten die Wunderborner nur unverkennbare Flachsköpfe in die Welt, während ihr Mann immer von dem „dunkeläugigen Theodor" sprach — so wollte er den gottgeschenkten Kleinen taufen.

Der Pfarrer hatte sich mit der Zeit immer mehr auf die Erfüllung seines Traumes versteift. Die Wunder des Himmels, Sonne, Mond und Sterne, hatten für ihn allen Reiz verloren. Er wartete nur noch auf das eine Wunder.

Das Jahr ging zur Neige. Aus Herbst war Winter geworden. Die duftenden Blumen im Garten hatten sich in krystallene Eisblumen an den Fenstern verwandelt, und der Dezembersturm fuhr über die kahlen Schneefelder.

Im Pfarrhaus war die Erwartung aufs höchste gestiegen. Selbst die Frau Pastor flehte jetzt zum Himmel, er möge ein Wunder geschehen lassen. Denn wenn es nicht geschah — das sah sie ein — so würde ihr Mann ernstlichen Schaden an seinem Glauben leiden.

Auch Gottliebs Glaube lief Gefahr, falls nicht der Himmel ein Einsehen hatte. Denn wenn das kommen sollte, was in dem Kelche schwamm, für den Fall hatte er sich

vorgenommen, seinen Talar an den Ofen zu hängen und Schuster zu werden. Schusterei brauchte er nicht mehr zu erlernen, dieweil sein Vater einer gewesen war. So konnte er die arme Lisbeth wenigstens gleich heiraten. Aber was würde seine arme Mutter wohl dazu sagen?

Mit Lisbeth hatte er in der letzten Zeit kaum ein Wort gewechselt. Sie ließ ihn links liegen. Doch schien es ihm, als sei sie nicht ganz so verzweifelt, wie sie unter diesen Umständen wohl hätte sein können.

Seit zwei Tagen war ihre beste Freundin angekommen, die junge Frau eines Doktors. Als Backfische hatten sich die beiden treue Freundschaft geschworen und diese auch mit manchem losen Streich befestigt. Auch hatte Lisbeth ihre Freundin einmal in schwerer Stunde gepflegt. Deshalb hatte auch diese einige Bedenken unterdrückt und war nach Wunderborn gereist, um ihre Freundin zu pflegen. Lisbeth litt nämlich (es ist wirklich erstaunlich zu sagen) seit einigen Tagen an Influenza.

Daß das starke, immer gesunde Mädchen plötzlich krank geworden war, hatte im ganzen Haus große Verwunderung hervorgerufen. Weil nun der Pfarrer seit einiger Zeit in seinem Kreisblatt so viel von dieser neumodischen Seuche gelesen hatte, die von Stadt zu Stadt, von Dorf

zu Dorf flog, erklärte er bestimmt, es könne nichts anderes als Influenza sein. Uebrigens stimmten auch alle Anzeichen.

In diesen Tagen bekam der Kandidat seine Braut überhaupt nicht mehr zu sehen. Und wenn er sich mit ängstlichem Fragen an die Doktorfrau wandte, machte die ihm eine lange Nase und sagte:

— Herr Kandidate! Studier er seine Bibel
Und halt er seinen Schniebel!

Mit der Bibel wars nun ein eigen Ding. Es standen allzuviel anzügliche Bemerkungen darin, und den Gottlieb ergriff eine Furcht, der Gott Israels sei ein viel zu strenger und zorniger Gott, als daß er dies Wunder verrichten würde.

* * *

Es war der Tag vor Weihnachtsabend. Draußen tobte der Sturm wilder als je. Er peitschte die Äste der Linde zusammen, sauste am hohen Schieferdach in die Höh, daß es schrinnte und quietschte, fuhr wie ein heulender Hund durch den Schornstein und jagte in Gängen und Zimmern, daß die Thüren auf und zu flogen und das alte Gerümpel seltsam krachte. Es war ein unheimlicher Tag.

Gottlieb war in seiner Herzensangst zum Walde gelaufen, um eine Christtanne zu fällen. Im wilden Schneesturm fühlte er sich wohler. Lisbeth lag seit dem Morgen zu Bett. Die Influenza war recht schlimm, und manchmal stöhnte sie leis aber bitter. Das alte Ehepaar saß beisammen im Zimmer. Die Frau Pfarrer fürchtete sich sehr, bei jedem Geräusch fuhr sie ängstlich zusammen. Sie glaubte, heute würde nicht alles mit rechten Dingen zugehen. Er aber, der alte Herr, war voll froher Zuversicht und sang die schönsten Weihnachtslieder.

Nach einer Weile kehrte der Kandidat, der im Walde jämmerlich gefroren hatte, mit einer schönen Fichte auf dem Rücken heim. Er trug den Baum in das Zimmer, wo am nächsten Abend beschert werden sollte, und während er noch damit beschäftigt war, ihn in ein Faß voll Erde einzugraben, hörte er einen scharfen durchdringenden Ton, wie wenn ein Hahn zum ersten Mal kräht. Ein eisiger Schreck durchfuhr seine Glieder. Da krähte das Hähnlein zum zweiten Mal. Er aber hielts nicht mehr aus, sondern stürzte auf sein Zimmer. Und schier verzweifelt wandte er sein Herz von Gott ab und beschloß von Stund an, Schuster zu werden.

In seinem Zimmer aber sang derweil der Pfarrer mit mächtiger Stimme:

Trinkst süße Milch aus Menschenbrust
Und bist doch aller Himmel Lust. Halleluja!

Kaum hatte er sein Verslein geendet, da ergriff die Frau das Hörrohr und sprach ihrem Mann auf ihre Weise noch einmal gehörig Vernunft zu: er solle doch endlich von seiner unsinnigen Hoffnung ablassen. Das Jahr habe nur noch sieben Tage, und es sei nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß sich sein Traum erfülle. Auch könne sich ein Wunder, das sich einmal vor so viel tausend Jahren zugetragen habe, nicht in der Gegenwart wiederholen.

In diesem Augenblick aber vollzog sich wirklich das Wunderbare. Die Frau fuhr zusammen, und auf ihren Zügen lag die höchste Spannung des Horchens. Der Pastor horchte auch, aber er hörte nichts. Das Weib aber überfiel ein starkes Zittern, und wie von unsichtbarer Hand geleitet, führte sie ihren Mann auf den Gang hinaus und zu dem Zimmer, wo der Christbaum stand. Sie stieß die Tür auf, und ein Schrei der Freude und des Schreckens entfuhr ihrer Brust.

Unterm Tannenbaum in der Krippe, auf weiches Moos gebettet, lag neben Josef und den drei Königen, umgeben von hölzernen Kühen und Lämmlein, ein kleines krebsrotes Ding. Das war ein wirkliches Menschlein, wenn's

auch noch kaum so aussah. Und auf dem Kopf hatte es schwarze Härchen.

Der alte Pfarrer war auf die Kniee gesunken, er hatte Samtkäppchen und in der Eile auch Perrücke abgenommen, und beides zwischen gefaltenen Händen haltend, stammelte er nur:

— Das Wunder! Das Wunder!

Eine lange Weile blieben Mann und Weib regungslos und wagten sich nicht zu rühren.

Endlich ergriff der Pfarrer das Kind, das auf einem niedlichen Babykissen lag, und schritt unter lautem Singen zur Thüre hinaus:

Kein Mensch sich je betrübe,
Denn dieses Kindelein
Euch bringet Fried und Liebe,
Deß sollt ihr fröhlich sein. Halleluja!

Und wirklich, es wurde Fröhlichkeit im ganzen Haus. Gottlieb, der die Stimme hörte, kam schüchtern heraus. Er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen vor Freude, als er das kahlköpfige Pfarrerlein mit dem kleinen Wesen im Arm auf sich zukommen sah.

— Mein Josef! — rief der Greis. Mein wahrhafter, echter und bewährter Josef. Wie gut haben Sie meinen Traum ausgelegt, und wie herrlich hat der Herr ihn erfüllt.

Auch zu den beiden Frauen zog der Pfarrer mit seiner Bürde. Da gabs denn großes Freuen und Staunen. Und Lisbeth, die bleich und krank an der Influenza zu Bett lag, ließ es sich nicht nehmen, sondern herzte und küßte den kleinen Theodor. Aber nach einer Weile mußte sie ihn wieder hergeben, denn er gehörte ja nicht ihr, sondern dem Herrn Pfarrer.

Alle waren fröhlich über das große Wunder. Alle priesen des Himmels Allmacht nnd Güte.

Nur die Frau Pastor konnte sich trotz aller Freude nicht recht beruhigen.

Der Gedanke quälte sie, woher das Kind denn käme? Es konnte doch nicht vom Himmel geschneit sein.

Als abends alle außer Lisbeth im Zimmer beisammen saßen, und der Pfarrer selig immer neue Lieder anstimmte (er glaubte, er sänge ganz leise, brauchte aber sein Organ ziemlich gut), fragte sie, was die andern dazu dächten? Zuerst wandte sie sich an Gottlieb. Der hob die Augen auf und sagte treuherzig:

— Selig sind, die nicht wissen und doch glauben.

Bei dem Grundsatz beschloß er zu verharren. Die Frau Pfarrer bewunderte seinen Glauben, klüger wurde sie aber durch diese Antwort nicht.

Schließlich meinte die Frau Doktor: es seien ja Zigeuner durchs Dorf gezogen. Diese raubten so viele Kinder, warum sollten sie zur Abwechslung nicht mal eins schenken?

Das war denn nun ein wenig Licht im Dunkel. Doch auch so blieb noch wunderbares genug an der Geschichte.

Der kleine Theodor aber gedieh ganz prächtig, und als nach drei Tagen Tante Lisbeth sich von ihrer Influenza erholt hatte, wurde sie eine treue Mutter für den Kleinen, da die Frau Pfarrer doch nicht mehr recht sehen konnte.

Der Pfarrer aber und Gottlieb wurden im Glauben noch fester als früher. Und als nach zwei Jahren dieser eine Pfarre bekam und Lisbeth zum Altar führte, da erbaten die beiden sich als Hochzeitsgeschenk den kleinen Theodor, das heißt erst dann, wenn der Herrgott das alte Pärchen einstmals zu sich nähme.

So geschah es denn auch. Der kleine Theodor wurde in dem jungen Haushalt der älteste. Und er mußte dem Gottlieb wohl gefallen, denn nach seinem Muster ließ er sich im Lauf der Jahre von seiner Frau elf ähnliche bescheren.

* * *

Solcherlei trug sich zu im Dörfchen Wunderborn vor nicht allzu langen Jahren. Dir aber, o aufgeklärter junger

Mann von zwanzig, der Du an Wunder nicht mehr glaubst und höhnisch lächelnd etwa meinst, der Zusammenhang meiner Geschichte sei wohl ein wenig anders gewesen, und alles habe sich natürlich zugetragen, Dir sage ich: schnür Deinen Wanderstab, zieh über Berg und Thal, über schmale Stege und durch tiefe Wälder, bis Du an einen Wegweiser kommst, worauf steht: Nach Wunderborn! Dort werden Deinem aufgeklärten Schädel Dinge aufgehen, so wundersam und herrlich, wie Du sie niemals geahnt. Wenn ich Dir aber, schönes Mägdlein, ein Wörtchen unter vier Augen sagen darf, so merk fein auf: Das Dörfchen Wunderborn liegt fern, fernab von Deiner Straße. Du würdest Dir die Füße wund laufen, ehe Du dorthin gelangtest. Auch geschehen nicht immer dort Wunder und nicht allen Menschen. Denn wenn Du Dich darauf verließest, möchtest Du wohl eines Tages bitterlich weinen.

Wilhelm Hegeler.

Mutter Bertha.

Roman.

Und alles um die Liebe.

Aufzeichnungen eines Philologen.

Einiges aus den Urteilen der Presse.

St. Petersburger Zeitung: Wilhelm Hegeler dessen Roman soeben erschienen ist, war uns bisher völlig fremd.

Er schildert die Mutterliebe, die grenzenlose, sich selbst völlig opfernde Mutterliebe, als eine schöne reine Blume, die dem Sumpf entsprießt. „Mutter Bertha" ist eine jugendliche reizende Blumenbinderin, die schon mit 17 Jahren durch die Schuld eines verworfenen Lüstlings Mutter geworden. Später wird sie für kurze Zeit sogar Kellnerin, um Geld für ihr Fritzle herbeizuschaffen. In Berlin wird sie vorübergehend die Geliebte eines treuherzigen, schwerfälligen Studenten, zieht zu ihm und nimmt das Kind zu sich. Der Geliebte geht in die Ferien und wird im freudlosen Elternhause durch seiner Mutter Todeskrankheit zurückgehalten. Mittlerweile erkrankt das Kind, die Mutter thut alles, was sie kann, es zu retten, ja schließlich zahlt sie einem greisen Charlatan und Magnetiseur mit ihrem eigenen Leibe und dadurch mit Zukunft und Gegenwart, nur um ihr Fritzle am Leben zu erhalten. Das gräßliche Opfer ist vergebens. Das Kind stirbt doch, und die Mutter, die dem Geliebten alles bekennt, folgt ihrem so heißgeliebten Kinde in den Tod. Die Geschichte ist einfach und wird leider wohl wahr sein. Sie ist ergreifend erzählt, voll psychologischer Feinheiten, und aus all dem geschilderten Unreinen schält sich ein glänzender ethischer Kern heraus.

Neue Deutsche Rundschau: „Dann folgen wir dahintennach mit hellgestimmten Zithern" —

Dieser Vers, den Gottfried Keller einst den „bittern" realistischen Enthüllungspoeten der Gegenwart zugerufen hat, fiel mir ein, als ich die „Mutter Bertha" zu lesen bekam. Hegeler ist so ein junger Realist mit hellgestimmter Zither, ein Geistesverwandter des unver-

geßlichen Schweizer Dichters selbst, einer, der berufen ist, durch seine Fabulierkunst Lebensfreude zu erwecken, indem er uns die lebenswahr erfaßten Alltagsgeschehnisse, umstrahlt vom goldigen Schimmer der Poesie und des Humors, vor die Augen führt. Zwar noch viel wird der Dichter an sich zu arbeiten haben, ehe seine Kunst diejenigen Erwartungen erfüllen kann, zu denen sein starkes Talent berechtigt. Es ist keineswegs ein Nachteil, daß Hegeler nur das dichterisch zu gestalten vermag, was er selbst erlebt oder selbst beobachtet hat; es ist vielmehr ein Vorzug, daß er sich nicht anschickt, wie so mancher andere angehende Dichter einen tiefsinnig sein sollenden Wortschwall über unverstandene Lebensprobleme auszugießen. Aber man merkt doch, wie engbegrenzt seine Lebenserfahrung noch ist, und wie wenig Kopfzerbrechen er sich über so manche ihm aufgestoßene trübe Erscheinungen gemacht hat. Das Warum kümmert ihn wenig, nur das Was und das Wie erwecken sein künstlerisches Interesse und sein warmes Mitgefühl.

Wenn es dem Autor gelingt, in neueren vollkommeneren Werken sein Können zu vertiefen, indem er die großen Zeitfragen erfassen und in die feineren Verzweigungen des Seelenlebens hineindringen lernt, so wird er doch hoffentlich darüber nicht diejenigen Vorzüge einbüßen, welche in seinem Erstlingswerk so herzerfrischend zu Tage treten: Die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden und anmutsvoll zu gestalten, und den naiven Humor. Es sind das seltene Gaben, und wer sie besitzt, der ist ein geborener Dichter.

Hannoverscher Kourier: Ein schönes Buch, in dem viel Häßliches vorkommt! Ein reiches volles Talent spricht daraus, das die Gabe besitzt, durch tiefe Empfindung auch häßliche Vorgänge zu adeln und in ein reines Licht zu versetzen.

Der eigentliche Inhalt des Buches ist die Läuterung einer nach den geltenden Begriffen Verworfenen durch die Kraft eines großen mächtigen reinen Gefühls: in der Liebe zu ihrem Kinde schwindet ihr die Erinnerung an jene andere Liebe, und als der fern gewesene Geliebte zu ihr zurückkehrt, in den letzten furchtbaren Stunden vor dem Tode des Kindes, da weist sie auch ihn mit den Worten von ihrer Thür: „Das Kind und ich — alles andere ist Schmutz und Tod." Leider entstellt Hegeler die reine Schönheit seines Hauptvorwurfes durch viel überflüssig Häßliches im einzelnen. Wo dies fehlt, erhebt er sich zu bedeutender Höhe; die Sterbeszene ist mit Zolascher Kraft ausgemalt. Seine Bedeutung liegt neben dieser ungewöhnlichen Gabe der Schilderung in der Tiefe und Größe der Empfindung.

Straßburger Post: Der Verfasser, der in „Mutter Bertha" die Mutterliebe zum Gegenstand eines fesselnden Romans gemacht hat, schildert hier eine Geschichte, die die alte Erfahrung belegt, daß es einen Liebeszauber giebt, gegen den alle Vernunft vergebens ankämpft. Sonderbarerweise üben auf manche Mädchen

— und die gehören nicht selten zu den Besten ihres Geschlechts — meistens grade solche Männer den hypnotisierenden Einfluß, welche die brutalsten, rücksichtslosesten und selbstsüchtigsten Exemplare der Gattung Mann sind. Die Psychologie des Don Jüan ist noch nicht geschrieben. Die traurige Geschichte, die uns hier sehr fesselnd vorgetragen wird, ist ein Beitrag zu einer solchen.

Vossische Zeitung. Hegeler schildert hier das leichtsinnige und verderbliche Treiben eines älteren Studenten, während er sich, dem Erzähler, die Rolle des jüngeren Studenten beilegt, der, als philologischer Bücherwurm gedacht, als jenem befreundeter, aber von den Ereignissen nur halb unterrichteter Beobachter und Zuschauer beteiligt ist. Nur einmal greift er in seiner Rechtlichkeit und Harmlosigkeit auch in das Thun des älteren Freundes mit ein und beschleunigt dadurch, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, eine ernste Katastrophe. Gewisse Seiten des Berlinertums sind trotz des Halbdunkels, in welchem sie gelassen werden, treu wiedergegeben. Vom Standpunkt der Erzählertechnik aus ist die gewählte Einkleidung höchst zweckdienlich: man kann gut erzählen, wenn man ein wissender Beobachter ist; wenn man aber nur halb wissend ist, erzählt man vielleicht noch wirksamer.

C. Viebig

Kinder der Eifel

Novellen

geh: M. 3,50; geb. M. 5,—.



Rheinlandstöchter

Roman

geh: M. 6,—; geb. M. 7,50



Aus den Besprechungen über diese Werke:

Dresdner Anzeiger: Mit diesem, 7 Novellen enthaltenden Bande führt sich ein vielversprechendes Talent in die Litteratur ein. Je weiter man in diese Arbeiten eindringt, desto mehr wird man von der Kraft und Urwüchsigkeit der Darstellung, von der Eigenartigkeit und dem Stimmungsreichtum des Gebotenen überrascht. Vor uns breitet sich die große Einsamkeit des Eifelplateaus aus in seiner eigenartig schwermütigen Schönheit, weite Heiden, kahle Kratergipfel, im ausgebrannten Schlund ein unergründlich geheimnisvolles Maar, malerische Burgruinen in versteckten Thälern, forellenreiche Bäche und menschenleere Hochwälder — die ganze Poesie einer herben, jungfräulichen Natur. Die Urwüchsigkeit der Bewohner dieser Gegenden, ihr seltsam verschlossenes und doch leidenschaftliches Wesen, das noch heute die einstige Vermischung keltischer und romanischer Elemente zeigt, kommen in diesen knappen und dramatisch geschriebenen Novellen zum überzeugenden Ausdruck, und neben der Kunst der Naturbeschreibung ist es besonders die der Charakterisierung, welche dies Buch zu einer hervorragenden Erscheinung stempelt. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle ein Bild der einzelnen Novellen zu entwerfen, nur einige Andeutungen mögen sagen, wie kerngesund, wie sicher und klar, wie kraftvoll und scharf die Bilder sind, die Viebig entrollt. In „Simson und

Delila" ist das Geschick einer Försterfamilie mit dramatischer Lebendigkeit entwickelt; nur wenig Kapitel — und wir kennen die ganze Familie mit ihrem Leid. Großartig ist es, wie der Verfasser im äußeren und inneren Leben des Förstersohnes Hubert die ganze Tragik des Hauses spiegelt. Die Kindesliebe zwischen Hubert und der kleinen Susanna kontrastiert mächtig zu der wachsenden, zerstörenden Leidenschaft beider, und ergreifend liest sich das immer mehr dem tragischen Abschluß zudrängende Schicksal des zum Vatermörder werdenden Hubert, den schließlich die Geliebte den Häschern verrät. Im „Totenmaar" hat Viebig den Seelenkampf des Vaters, eines Schäfers Kohlhaas um die gefallene und verzweifelnde, durch seine Härte dem Tode preisgegebene Tochter Annemarie vorzüglich wiedergegeben. Nicht minder schön ist im „Osterquell" das Innenleben, der Kampf des Herzens eines jungen Priesters Joseph Steffes wiedergegeben, der die an den Bruder vermählte Geliebte Katrein wiedersieht, als sie mit Mann und Kind nach seinem Wallfahrtspunkt gepilgert kommt, um Frieden und Versöhnung zu finden. Großartig wie die erste Novelle ist die vierte, „Die Schuldige" benannt, in der die Rache eines verratenen Weibes, das um sein Kind kämpft, in glühenden Farben dargestellt ist. Die Zeichnung der Heldin Barbara ist überaus gut gelungen, nicht minder die des wankelmütigen, doppelzüngigen Sohnes des Großbauern Simeon Pfalzel, bei dem Barbara in Diensten stand. Das Auftreten des Staatsanwaltes, seine Erschütterung bei Erkenntnis des Thatbestandes, wirft versöhnende Lichter in das grelle Wetterleuchten des erschütternden Schlusses. Sehr charakteristisch ist auch das „Miserähelchen"; voll der glühenden Leidenschaft und des frischen Temperaments die „Cigarrenarbeiterin" und nicht minder schön in der Darstellung „Margarets Wallfahrt". — Wie Viebig hier verstanden hat, Charaktere aus dem Leben herauszugreifen und in großen, scharfen Zügen darzustellen, Handlungen aus dem Leben der Eifelbewohner mit kühnen, kraftvollen Scenen packend wiederzugeben, verdient uneingeschränkte Anerkennung.

Düna Zeitung: Es sind einige Monate her, daß wir C. Viebigs „Rheinlandtöchter" unsern Lesern empfehlen konnten. Heute sei in gleicher Weise eine Sammlung kürzerer Novellen und Erzählungen beurteilt, die in dem bekannten Berliner Verlag von F. Fontane u. Co. erschienen sind: „Kinder der Eifel." Es sind sieben an Umfang recht verschiedene Stücke, die hier zu einem Bande vereinigt sind. Alle weisen sie die Vorzüge auf, die den „Rheinlandtöchtern" eigen sind: scharfe Beobachtung, Kenntnis der Regungen der Seele, tiefes Verständnis und ein warmes Herz für das Leid und Weh der Menschen;

„Nil humani a me alienum esse puto". Ueber dem Ganzen aber liegt der Duft unverfälschter Natur, aus ihm strömt der kräftige Geruch der heimischen Erde, mit der die hochbegabte Verfasserin sich eins fühlt, die ihr Anregung und Kraft zu neuem Schaffen giebt. Man spürt es an all' den Gestalten, die Viebig zeichnet, daß sie den Bauern jenes von der Natur nur kümmerlich ausgestatteten Stücks Erde aufs Genaueste kennt, sein Lieben und Hassen, sein Denken und Handeln versteht. Nur so konnte sie ein so erschütterndes Gemälde entwerfen, wie „Simson und Delila", nur so die kraftvolle Tragödie „Die Schuldige" gestalten, in der der Realismus der Charaktere vollendet ist, nur so Kabinetstücke schaffen, wie „Am Totenmaar" und „Die Cigarrenarbeiterin". In der That, es ist ein Genuß nicht gewöhnlicher Art, den man von der Lektüre dieser Sammlung hat!

Internationale Litteraturberichte: Unter dem Titel „Kinder der Eifel" hat C. Viebig einen Band Novellen veröffentlicht, welcher der Verfasserin redlichen Lorbeer einbringen wird. In diesem Werke der bisher unbekannten Schriftstellerin offenbart sich ein siegreiches Talent, an dem nicht nur die Reife der Lebensanschauung, sondern auch die geschlossene Lebendigkeit der Darstellungskunst überrascht. Von dem schrankenlosen Subjektivismus der sonst in Erstlingswerken sein eitles Spiel treibt, sind die Novellen der jungen Verfasserin frei. Sie braucht nicht erst ihre Person zu überwinden, um ein Bild von der Welt zu erhalten und zu geben. Sie gehört zu den seltenen Talenten, welche von vornherein mit objektiver Kunst die Bilder ihrer Phantasie meistern. C. Viebigs Phantasie ist freilich nicht umfassend. Sie steht dem epischen Realismus näher als der lyrischen Kunst. Ein starkes Verdienst liegt aber darin, daß sie mit kluger Vorsicht ihr Talent darauf beschränkt, alle Gestalten ihrer dichterischen Anschauung in einem Territorium auftreten zu lassen, das sie von Kindheit an kennt. Das Eifelgebirge und die aparte Natur seiner Bewohner sind mit erstaunlicher Kraft gezeichnet und ihr Buch gewinnt dadurch jenen herben Erdgeruch, welcher den meisten Werken moderner Autoren fehlt. Gewiß könnte ich diesem Draufgänger-Talent vorwerfen, daß der Stil nicht glatt und ausgebildet genug ist, aber ich meine, bei einem Erstlingswerk ist es wichtiger, zu fragen, was der Autor kann als danach, was er nicht kann.

Kölnische Zeitung: C. Viebig, Kinder der Eifel. Novellen. Die Eifel ist bisher trotz ihres scharf ausgeprägten Charakters nur selten litterarisch verwertet worden, wir heißen deshalb diese Novellensammlung herzlich willkommen, da in ihnen die Eigenart jenes Landstreifens in kräftigen und klaren Zügen dar-

gestellt ist. Die Scenerie der hohen Eifel, kahle, man möchte sagen lebensfeindliche Höhen, die von dem vor vielen Jahrtausenden aufsprühenden Flammenregen jetzt noch abgesengt erscheinen, die Kraterseen von denen einige freundlich von Wiesen, Busch und Wald umkränzt sind, während das Weinfelder Maar bleigrau und düster in öde Felsen- und Schutthalden eingesenkt ist, die einsamen Heiden, die versteckten, quelldurchrauschten Thäler und der weite Hochwald, der an heißen Sommertagen so märchenhaft still und doch von geheimnisvollem Leben erfüllt ist, diese Scenerie schildert die Verfasserin in wenig Worten mit viel Liebe und Verständnis. Auch den Charakter der Eifelbewohner, der wegen seiner oft mißtrauischen Schroffheit wahrscheinlich vielen Romandichtern zu spröde war, weiß sie in prächtigen lebenskräftigen Gestalten zu verkörpern. Die Novellen tragen zum größten Teil ein düsteres Gepräge. Naturkinder von ungebrochener Leidenschaft, die sich unter äußerer Kälte birgt, ringen mit sich selbst und gegen einander; in knappen energischen Strichen entwickelt die Verfasserin das Geschick ihrer einfachen Menschen und erhebt es, ohne in unwahres Pathos zu verfallen, zuweilen zu tragischer Größe. Leichter Humor liegt nicht im Charakter der Eifel und ihrer Eingeborenen; nur in den zwei Novellen „Das Miseräbelchen" und „Margrets Wallfahrt" taucht ein zurückhaltender, aber echter und gemütstiefer Humor auf, in der ersten Novelle trüb und pessimistisch gefärbt, in der letzten aber heiter und hell.

Leipziger Tageblatt: Mit diesem Buche führt sich ein junges Talent sehr vielversprechend in unsere Litteratur ein; Stoff wie Gestaltung tragen den Stempel des Eigenartigen an sich und sind von gleich anziehender Wirkung. Die beiden umfangreichsten Beiträge des Buches: „Simson und Delila" und „Die Schuldige", insbesondere aber die letztere Novelle mit ihrer bis ins Mark treffenden Tragik schlicht menschlicher Art, zeugen von bewunderungswürdiger Kunst der Darstellung. —

Neue Preußische (Kreuz)-Zeitung: Einen eigenartigen Reiz bringt die Eifel dem einsamen Wanderer entgegen, der aus den fruchtbaren Flußthälern hinaufsteigt auf die „öden, unfruchtbaren Weiten" mit ihren stillen Maaren und erloschenen Vulkanen, den Zeugen einer sturmerfüllten Jugend. Wie das Land, so sind auch seine Bewohner, wie sie uns in den vorliegenden Novellen entgegentreten. Man wandelt auf einem erloschenen Krater und hier und da brechen die wilden Gluten wieder hervor, zerstören, was sich ihnen entgegenstellt, durchbrechen jeden Damm, den Sitte, Ordnung und Recht bilden und brechen sich verheerend Bahn. Bilder des Friedens suchen wir vergeblich, nur eine von den sieben Novellen, die letzte: „Margrets Wallfahrt", schließt versöhnend. In allen anderen toben die

wildesten Leidenschaften; wie ein Gewitter fegt's mit Blitz und Donner über die Berge dahin. Aber es bringt keinen fruchtbaren Regen, über der erquickten Erde strahlt nicht der Friedensbogen, sondern es bringt Verderben und Kummer, Elend und Tod. Ueber den eisernen Zwang bitterer Not vermag das: „heilge Moddergotts bitt for uns" nicht hinwegzuhelfen. Die landschaftlichen Schilderungen sind ebenso vorzüglich wie die Charakterisierung der einzelnen Personen. Dem reichen Talente des Verfassers verdanken wir hoffentlich in Zukunft weitere und, wenn möglich, freundlichere Gaben.

St. Petersburger Zeitung: Den ungewöhnlichen Stoffreichthum, der dem deutschen Belletristen schon durch die ethnographische Gliederung seines Vaterlandes gesichert wird, macht sich auch C. Viebig, ein neues, sehr viel verheißendes Talent zu Nutze, indem er uns in seinem Buche „Kinder der Eifel" mit der schwermütigen und großartigen Natur des einsam-ernsten Eifel-Plateaus und seinen weiten Heiden, herrlichen Wäldern, malerischen Burg-Ruinen, geheimnisvollen Maaren (wassergefüllten ehemaligen Kratern) bekannt macht. In diese seltsam schöne Natur passen die „Kinder der Eifel", wie sie Viebig schildert, verschlossene, stille Menschen mit schweren, tiefen Leidenschaften, die sie leicht in unsühnbare Schuld verstricken, so recht hinein. Hintergrund und Staffage ergänzen einander. In der Eifel sollen sich Germanen mit Kelten und Romanen zu einem eigenartigen Mischvolk verbunden haben. Der Dialekt, den Viebig seine Helden und Heldinnen sprechen läßt, hat einen harten, breiten, schwerfälligen Klang, trotz der vielen Doppelvokale des Umlauts von a in ao. Die Sprache stimmt zu den Charakteren. Der Charakter der Novellen ist meist tragisch. Wir lesen von einem harten Vater, einem grausamen Förster, der sein Weib totgequält und den einzigen von einer Dirne umstrickten Sohn mißhandelt, bestiehlt, in Schuld und Sünde und schließlich zum Vatermorde treibt; von einer armen Magd, die der schöne Wirtssohn in Unehre gebracht hat; wie er seinen Eid bricht, sie und ihr Kind aufgiebt, um eine Reiche zu heiraten, ersticht sie ihn. Erschüttert werden wir von dem Schicksal der armen Schäfertocher, die einen Thaler gestohlen hat und dafür vom Vater mißhandelt und verstoßen, in Schnee und Eis erfriert. „Das Miieräbelchen" ist die kurze Leidens- und Lebensgeschichte eines verkrüppelten Kindes. Im „Osterquell" tröstet wenigstens die erhabene Menschenliebe des Pater Josef über viel Herzeleid und zerstörtes Liebesglück. In der „Cigarrenarbeiterin" sehen wir den harten Kampf zwischen Pflicht und Naturtrieb sieglos enden. Die einzig erfreulich ausklingende Geschichte ist „Margrets Wallfahrt". Die unschuldige Eifel-

dirne, die zum heiligen Rock nach Trier wandert, um die Mutter gesund zu beten, erlebt dabei viel Schmerzliches und macht bittere Erfahrungen, aber lernt auch den Mann kennen, dessen starker Arm ihr hinfort fürs Leben Stab und Stütze sein wird. „Die Kinder der Eifel" sind unseres Wissens das erste Buch, mit dem C. Viebig vor das große Publikum tritt. Bisher haben wir von ihm (resp. von ihr) nur einen großangelegten Roman in der „Romanwelt" gelesen, „Rheinlandstöchter", der auch durchaus bedeutend und interessant genannt werden muß und turmhoch über dem gewöhnlichen Lesefutter steht. Auch in den vorliegenden Novellen steckt viel tiefsinnige Poesie, viel Menschenkenntnis und Menschenliebe. Sie seien Freunden einer gehaltreichen Lektüre wärmstens empfohlen.

Tägliche Rundschau: Ein düsterer, fast trotziger Zug geht durch die sieben Erzählungen, so düster, wie die herbe Landschaft, die den Hintergrund bildet. Hart ist der Daseinskampf auf diesem ärmlichen Fleckchen Erde, und hart und rauh sind die Menschen; aber heiß lodert die Leidenschaft in ihren Herzen, und jäh und heftig bricht sie hervor, alle Schranken niederreißend und sich wenig um die Folgen kümmernd, vergleichbar den unterirdischen Kräften, die nun entschlummert scheinen, aber vor Aeonen dort ihr unheimliches Wesen getrieben haben. Nur in der letzten „Erzählung, Margrets Wallfahrt", scheint freundlich die Sonne auf die wallenden Nebel der Eifelmaare und die schwer auf die kahlen Kuppen herabhängenden Wolken. Margrets Mutter ist schwer krank, und nur eine Wallfahrt nach Trier kann sie wieder gesund machen, meint die gute Gevatterin aus Kyllburg. Margret unternimmt die bedenkliche Reise. Ob der heilige Rock der Mutter geholfen hat, erfahren wir nicht, der braven Margret hat er jedenfalls geholfen. Einige feine humoristische Reflexe beleben die kleine Erzählung, die frisch und fröhlich und ohne falsche Sentimentalität schließt. Die anderen Geschichten sind zum Teil von erschütternder Tragik. Ist es der Verfasserin auch nicht immer gelungen, sich von einer gewissen Räuberromantik fern zu halten, so weiß sie doch so lebendig zu erzählen, so packend zu motiviren, daß man unwillkürlich fortgerissen wird, und die Bedenken erst später auftreten. Mit großer Kraft sind die Charaktere gezeichnet, besonders die Frauengestalten, wenn wir auch die Möglichkeit eines Wesens wie die Suß in „Simson und Delila" nur zögernd zugestehen. Daß Suß ihren Geliebten, der ihr alles geopfert hat, kaltblütig, aus purer Geldgier, seinen Verfolgern verräth, ist ein Grad von Verworfenheit, der sich nur schwer ausdenken läßt. Da ist die Barbara Holtzer in „Die Schuldige" eine uns menschlich bei weitem näherstehende Gestalt, wir verstehen es wohl, daß sie in der Verzweiflung den

elenden Lumpen, den schönen Lorenz niedersticht. Ebenso verstehen wir, wie in Maria Josefa endlich die mühsam bekämpfte Sinnlichkeit durchbricht und sie auf die Bahnen ihrer Mutter treibt, wie Annemarei einen Thaler stiehlt, um mit ihrem Schatz tanzen gehn zu können. Nicht ganz auf derselben Höhe steht die Durchführung der Männercharaktere. Einige sind sogar recht konventionell, wie der sentimentale Staatsanwalt Milde, doch finden wir auch Züge von überraschender Feinheit.

Velhagen & Klasing's Monatshefte: Zum Glück hat das litterarische Handwerk das Kunstschaffen noch immer nicht erstickt, trotzdem der Künstler weniger als je in dem Leser einen Bundesgenossen findet. Es scheint mir sogar, wenn ich die Geschichte überblicke, daß die Erzählungslitteratur selten so reich war an Werken, die ein ernstes, starkes Ringen verraten, wie in unseren Tagen. Und an diesen Bemühungen, den Roman mit lebensfrischem Inhalt, mit großen und kraftvollen Empfindungen zu erfüllen, nehmen Mann und Weib in gleichem Maße Anteil. Es ist eine wahre Freude, immer wieder, auch auf dem beschränkten Gebiete der Prosaerzählung, Persönlichkeiten zu entdecken, die auf den ersten Blick eine ausgeprägte, litterarische Physiognomie zeigen. Zwei solcher Persönlichkeiten, deren Name mir bis jetzt unbekannt geblieben, sind Nicolaus Krauß, der Verfasser des Romans „Lene“ und Clara Viebig, die Verfasserin eines Novellencyklus „Kinder der Eifel“. Beide Werke, im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin erschienen, haben das Gemeinsame, daß sie ihre Gestalten und Stoffe dem Bauernleben entnehmen. Clara Viebig hat sich die modernen Naturalisten zum Muster genommen, und sie sucht das Gräßliche eher, als daß sie es scheut. Wenn ihre Schilderungen der Wirklichkeit entsprechen, dann hat das rauhe Bergland ein Geschlecht erzeugt, das in Kraft und Wildheit und geistiger Dumpfheit mehr ins Tierische, als ins Menschliche schlägt. Aber, so einseitig es vorläufig sich bethätigt, das große Talent der Verfasserin verrät sich doch in jedem Zuge; in der Zeichnung der Landschaft, wie in der Charakteristik der Personen wirkt es gleich packend und hinreißend. Überdies hat ihre ganze Art ein fast männliches Gepräge; nur an einzelnen, an wenigen Stellen merkt man, daß diese Novellen eine Frau geschrieben hat. In der ersten Erzählung der Sammlung: „Simson und Delila“ berührt sich der naturalistische Stil mit einer wilden Romantik des Inhalts. Ein Vater, der seinen Sohn um das Glück des Vaterhauses betrügt, ihm sein Erbe stiehlt und ihn geradezu auf die Bahn des Verbrechens drängt, bis der Verzweifelte die Waffe gegen den eignen Erzeuger richtet; ein Weib, das den Verbrecher mit ihrer heißen Sinnlichkeit um den Rest seines Seelenfriedens und

seines Selbstbewußtseins bringt, um ihn schließlich gegen einen Judaslohn an die Häscher zu verraten, — nicht oft ist in einer Geschichte von hundert Seiten so viel Grausen angehäuft. Um so bewundernswerter, daß die Verfasserin es verstanden hat, den peinlichen Eindruck der Vorgänge durch die saftige Frische ihrer Naturbilder und durch die Charakteristik, die in der reizvollen, impressionistischen Zeichnung des Mädchens, der Eifel-Delila gipfelt, so weit wie möglich zu mildern. Weniger eigenartig im Stoff, aber fesselnd durch den fast dramatischen Aufbau und die feine, Abgründe des Seelenlebens scharf beleuchtende Psychologie wirkt die Novelle „Die Schuldige". Barbara Holtzer ist von dem Sohn ihres Dienstherrn verführt worden. Schimpflich aus dem Hause getrieben, verrät sie den Geliebten doch nicht. Sie birgt sich mit dem Kinde, das sie geboren, in einer Höhle des Gebirges. Zum Lohn für ihr Schweigen verlangt sie von dem Verführer, da sie selbst keine Hoffnung hegt, daß er sie heiraten werde, nur das eine, daß er kein ander Weib an den Altar führe. Er schwört es, meineidig bereits in dem Augenblick, wo er schwört, denn er verkehrt längst mit einer reichen Wirtstochter und wirbt um sie. Bald nach dem Schwur findet er Erhörung und verlobt sich. Als Barbara Holtzer hiervon erfährt, wirft sie sich vor dem Meineidigen aufs Knie und fleht ihn händeringend an, ihr nicht das Äußerste anzuthun und sie und das Kind ganz aufzugeben. Er stößt sie von sich, schlägt sie ins Gesicht und schreit sie an: „Bettel, schär' Dich! Biste still, sonst murksen ech dech af." Da packt sie ihr Messer, stößt zu und er fällt „ohne Muck." Die Verlassene ist zur Mörderin geworden, und nun nimmt ihr das Gericht bei der Verhaftung ihr letztes, ihr Kind. „Sie tritt über die Schwelle, die Hände gefesselt; rechts und links ein Gendarm. Ihre Blicke sind stier zu Boden gesenkt, kein Muskel in dem totbleichen Antlitz regt sich; sie sieht aus wie eine Abgeschiedene. Mechanisch thut sie die wenigen Schritte vorwärts. Der Wagenschlag wird geöffnet, die Gendarmen heben sie hinein, zu jeder Seite nimmt einer Platz; der Kutscher haut auf die Pferde — sie ziehen an — Rädergerassel — eine Staubwolke. Im blendenden Sonnengeflimmer verschwinden die Häuser des Dorfes; nun ist das letzte erreicht, noch diese Wegbiegung, dann liegt Ehrang versunken hinter Büschen und Bäumen, mit ihm alles, was — „Mein Könd! Mein Könd!" Mit einem herzzerreißenden Schrei springt die Gefangene auf, wendet sich zurück und hebt die gefesselten Hände. „Mein —" Die Gendarmen ziehen sie unsanft nieder auf den Sitz. Die Räder rollen weiter; in Staub und Sonne verschwindet alles" ... Ein ähnliches Nachtstück, nur skizzenhafter gehalten, ist „Am Totenmaar." Eine arme Dienstmagd entwendet, von dem Lieb-

haber gedrängt, der sie zum Tanz führen will, ihrem Brotherrn einen Thaler. Als der Verlust entdeckt wird, wird sie Knall und Fall entlassen, und sie wandert nun zaghaft, aber doch von der Güte der Eltern Verzeihung hoffend, in die Heimat zurück. Im ersten Grimm aber stößt sie der Vater von sich und verbietet ihr sein Haus. So muß sie des Nachts im Freien umherirren, bis die eisige Kälte sie zu Boden zwingt und der Schnee das Sterbekleid über sie breitet. Selten ist schlichter und ergreifender dem menschlichen Wahn, der die heiligen Gebote der Natur über den, wenn auch noch so gerechtfertigten, Satzungen der Gesellschaft vergißt, das Verdikt gesprochen worden.

Berliner Zeitung: Clara Viebig zeigt sich in ihrem Novellen „Kinder der Eifel“ und dem Roman „Rheinlandstöchter“ als eine Schriftstellerin von beachtenswerter Eigenart. In beiden Büchern trifft sie vorzüglich die Landschaftsstimmung der Eifel in all ihrer Herbigkeit. Ihrem Roman kann ich das besonders hohe Lob spenden daß man ihn ein gutes Seitenstück zu dem bedeutsamen Buche der Gabriele Reuter „Aus guter Familie“ nennen kann. Das Milieu, aus dem die kleine Beamtentochter hervorgeht, der Gegensatz, in den je nach ihrer Erziehung und Anlage die miteinander befreundeten Töchter der kleinen rheinischen Stadt dann allmählich zu einander treten — das ist anschaulich, lebendig und zugleich sehr fesselnd, geschildert. Besonders fein ist die Psychologie des modernen Weibes behandelt, das inmitten aller Hindernisse und Verlockungen sich doch durchkämpft zu der Höhe, die zu erreichen es in herber Resignation schon verzweifelt hatte. Dieser Roman bedeutet einen großen Fortschritt gegenüber der ersten Arbeit, die ich von Clara Viebig kennen lernte, einer Skizze „Die Wallfahrt“, in der die Erzählerin noch allzuwenig hinter ihre Gestalten zurücktrat. Jetzt schafft sie künstlerischer — das zeigt nicht nur dieser Romanband, sondern mehr noch die Novellensammlung „Kinder der Eifel.“ Hemmt in den „Rheinlandstöchtern“ bei aller Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung mitunter noch eine gewisse Breite den Fluß der Handlung, so sind die meisten Novellen des zweiten Bandes kleine Kunstwerke von überraschend feiner und und scharfer Charakteristik, eigenartig in den Gestalten, die da vorgeführt werden, knapp im Aufbau und oft durchgeführt mit dramatischer, eindringlicher Kraft. Clara Viebig hat durch diese beiden Bücher die Erwartungen, die man auf sie setzen konnte, weit übertroffen: es steckt oft dichterische Größe darin.

Volks-Zeitung. Zwei Bücher von C. Viebig sind in kurzer Zeitfolge erschienen; das erste eine Novellensammlung, welche die Verfasserin als „Kinder der Eifel“ bezeichnet, das zweite aber ein großer Roman, der den Titel „Rheinlands-

töchter" führt. C. Viebig ist selber Rheinländerin und hat einen Teil ihrer Jugend in der von rauhen Winden umsausten Eifel verlebt. Auf dem Heimatboden sind ihre Geschichten entstanden und ihm verdankt sie ihre dichterische Kraft. Bei der Lektüre der beiden Bücher fiel mir der Ausspruch eines geistreichen Mannes ein: „Manche Menschen haben bloß **männliche**, andere bloß **weibliche** Gedanken. Daher giebt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll." Clara Viebig ist in der glücklichen Lage, die Gedanken beider Geschlechter zu besitzen, und darum sind ihre „Eifelkinder" und Rheinlandstöchter idealischer Natur. Und nicht nur in ihrer Gedankenwelt, sondern auch in ihrer Darstellung und in ihrem Stil verbindet sich ihr Zartheit, Innigkeit und Anmut des Weibes mit der starken Leidenschaft und dem Freiheitsdrang des Mannes. Da giebt es denn einen guten, zum Herzen dringenden Klang.

Ihre „Kinder der Eifel" stehen alle auf dem Boden der Wirklichkeit, aber wie die einsamen Haiden, Maare, Wälder und armseligen Dörfer des Eifelplateaus von Stürmen zerzaust werden, so läßt C. Viebig auch ihre Menschen harte Kämpfe mit der herben Not des Lebens und mit dem Schicksal führen. Zwar gehört sie nicht zur großen Schar jener Pessimisten, die nur die Kloaken der Paläste sehen, aber es lebt in ihr mit aller Stärke die göttlichste Regung der Menschenseele, das Mitleid. Der Not und dem Elend ihrer Landsgenossen eine Stimme zu geben, dazu fühlte sie sich in erster Linie berufen. Zu den Gefallenen, Ausgestoßenen und Zermalmten beugt ihre Muse sich liebevoll nieder und offenbart uns in rührender ergreifender Weise, daß auch die edelsten, besten Herzen schuldig werden können, wenn äußere Not und die Lieblosigkeit der Nächsten sie an einen Abgrund drängen. Dies ist bei der Hauptfigur in „Simson und Delila", das ist bei „Der Schuldigen" der Fall, deren tragisches Geschick die Verfasserin später auch dramatisch verwertete, dann bei der armen Schäferstochter am Totenmaar u. a. m. Die tragischen Gestalten heben sich aber in ihrer düstern Haltung vom Goldgrunde breit ausgeführter Landschaftsbilder ab. Ihre Naturschilderung ist voll Poesie und Frische. Die Diktion ist reich an volkstümlichen Redewendungen, doch schädigt sie die Wirkung ihres lebendigen Vortrags durch die allzu „echte" Wiedergabe des schwer verständlichen Dialekts. Die anmutigste und heiterste ihrer Erzählungen, „Margrets Wallfahrt", hat C. Viebig den Lesern pour la bonne bouche aufgehoben.

Hat C. Viebig schon in den „Kindern der Eifel" Proben

einer starken, vielversprechenden Begabung gegeben, so ist dies in vielleicht noch höherem Maße in dem Roman „Rheinlandstöchter“ der Fall. Im Mittelpunkt der weitausgesponnenen und ereignisreichen Handlung steht eine herbe, unabhängige, aber hochherzige Mädchennatur, die unter schweren Schicksalsschlägen geläutert, veredelt und erhoben wird. Es ist ein harter Kampf, den die Dichterin ihre Nelda bestehen läßt, und zuweilen kann der Leser sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Zahl der unverschuldeten Unglücksfälle etwas hätte beschränkt werden können, aber die Charkterentwicklung im „Kampf mit dem Strom der Welt“ kommt mit aller Klarheit zur Anschauung, und wie ein wilder mutiger Schwan aus der Flut auftaucht und sich in die Lüfte schwingt, so erhebt sich diese Rheinlandstochter über alles Ungemach und zeigt dem schwankenden Geliebten den Weg zum Glück. Wie Nelda, so sind auch einige andere Frauen mit aller Schärfe charakterisirt und glücklich erfunden. Eine höchst sympathische Figur stellt C. Viebig in dem Hauptmann Xylander neben Nelda hin. — Auch hier ist die Schönheit der Naturschilderung bemerkenswert. Was die Technik des Romans betrifft, so läßt sich manches gegen die Anordnung und gegen rückläufige Betrachtungen einwenden, auch hätte das Nebensächliche etwas knapper gehalten sein können, aber C. Viebig faßt im letzten Abschnitt mit großem Geschick die Fäden der Handlung zusammen und läßt den dunkeln Stürmen das verheißungsvolle Morgenrot folgen.

Auch in diesem Werke berührt uns der unabhängige Sinn der Verfasserin sehr wohlthuend. Sind schon die Männer selten, die ihrem Herzen, ihrer Überzeugung und ihren Gefühlen folgen, so gehört solch' eine mutige Frau, die sich dabei ihren weiblichen Zartsinn bewahrt hat, zu den seltensten Erscheinungen.

Barmer Zeitung: C. Viebig: Rheinlandstöchter. Roman —. Dieser Roman ist spannend geschrieben, reich an fesselnden Scenen und von großer Feinheit in der Charakterisierung der Personen. Ganz wundervoll ist der Ton in der Schilderung landschaftlicher Eigenart, hier namentlich der Eifel. — Der Inhalt des Romans ist die Geschichte eines jungen Mädchens „aus guter Familie“. Auch hier überrascht die feinsinnige Wiedergabe und das echte Verständnis für die Regungen der Frauenseele. Wie ein zu Ruhe und Wahrheit durchgedrungenes weibliches Wesen auf andere Menschen einwirkt, hier aufrichtet und erhebt, dort der platten Alltäglichkeit ihren veredelnden Stempel aufdrückt, hier bittere Kränkungen auszugleichen sucht und dort durch die Kraft sittlicher Einfachheit die Sünde sogenannter „komplizierter“ Naturen niederzwingt, ist zu überzeugendem Ausdruck gebracht. Die Heldin Nelda reift in der Schule der Not aber sie streift den Zauber echter Weiblichkeit nicht ab, sie weiß es, daß es des Weibes schönste und vornehmste Aufgabe bleibt, Hand in Hand mit einem geliebten Manne das Leben

zu durchkämpfen. „Emanzipationsgedanken“ extremer Art sind ihr so fern, wie die Marholm'schen Sinnlichkeitsphilosopheme, sie ist im Kern ihres Empfindens gesund und kraftvoll und bleibt es trotz allem, was sich ihr in den Weg stellt. Nelda glaubt an das Glück auf Erden, an reiches, seliges Menschenglück. Der Weg zu ihm sind ihr Selbstüberwindung, Arbeit und Treue. Der Roman mit seinem gesunden Idealismus wird seinen Lesern und Leserinnen viele Freude machen.

Breslauer Morgenzeitung: So fleißig, wie Frau Viebig ist, die allein in diesem Winter mit drei großen bedeutsamen Schöpfungen hervortrat, so begabt ist sie. Der sehr umfangreiche Roman „Rheinlandstöchter“ ist vielleicht der zwingendste Beweis für ihre große Veranlagung zur erzählenden Künstlerin. Man hat dem Buche den Vorwurf gemacht, es lehne sich zu sehr an Gabriele Reuter „Aus guter Familie“ an. In der That haben beide Schöpfungen manche Berührungspunkte. Doch sind diese mehr äußerer, denn innerer Natur. G. Reuter legt das Schwergewicht auf die psychologische Entwicklung eines einzelnen Mädchencharakters. Sie sieht die Welt nur, insoweit sie in Beziehung tritt zum Gefühlsleben ihrer Heldin. Clara Viebig hält es umgekehrt. Sie schildert das Leben in seinen vielgestalteten Formen und stellt ihre Heldin mitten hinein. Und was Frau Viebig zu schildern anfängt, das geräth ihr plastisch und wahr. Die Charaktere sind zum Greifen lebendig, und die bewegte Handlung ist reich an dramatisch gestalteten Konflicten. Gabiele Reuter ist die originellere, Clara Viebig die effektvollere Künstlerin. Beide Bücher aber beweisen, welche eminenten Fortschritte die Damen der deutschen Litteratur seit den Tagen der Marlitt und Werner gemacht haben.

Das Volk. Der Roman ist spannend geschrieben und zeichnet ein sehr klares Bild der rheinischen „Gesellschaft“; er spielt in Koblenz. Es liegt an der klaren Art der Zeichnung, daß auch die Schatten recht klar hervortreten, vielleicht liegt auf manchem Angesicht z. B. auf dem der Frau Oberkonsistorialrätin und der Vorsteherin der höheren Töchterschule, Fräulein Aurora Planke, etwas zu viel schwarzer Farbe. Jedenfalls aber ist die Verfasserin eine klare Beobachterin der „Gesellschaft“ in ihrem Thun und Treiben. Und was noch mehr ist, eine tiefe Kennerin des weiblichen Herzens. Man kann an diesem Roman die Psychologie des weiblichen Herzens studieren. Die natürlichen Bewegungen der Frauenseele kommen in den einzelnen Personen in vielseitiger Weise zur Darstellung und namentlich die Heldin Nelda kämpft einen trefflich geschilderten Seelenkampf siegreich durch. Der Roman wird die Leser und die Leserinnen vom

ersten bis zum letzten Worte in Spannung halten, nur für die Jugend ist er nicht geeignet.

Deutsche Tageszeitung: Der umfangreiche Roman zeichnet sich durch treffende Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens in Coblenz aus und zeichnet auf diesem Grunde im Wesentlichen das Schicksal eines jungen Mädchens, das sich nach allerhand Enttäuschungen und Verirrungen zu geistiger Freiheit und Selbständigkeit durcharbeitet. Die psychologische Entwicklung dieses Charakters ist durchaus gelungen. Von geradezu plastischem Reiz sind die Figuren eines Regierungsrats und dessen Bruders, eines Bürgermeisters in der Eifel. Mit besonderer Liebe sind auch die übrigen weiblichen Figuren behandelt, aus denen die der Regierungsrätin als ein ganz eigenartiges aber durchaus natürliches Wesen sich abhebt. Bisweilen hat der Roman eine zu ausführliche Breite, aber der Verfasser versteht es doch, das Interesse an seinen Gestalten rege zu erhalten, ohne daß er eine abenteuerliche Handlung als Spannungsmittel benutzt. Wir glauben, daß der Roman jeden ansprechen muß, der in demselben ein treues Spiegelbild moderner Verhältnisse sieht.

Leipziger Tageblatt: Rheinlandstöchter, Roman von C. Viebig. Das Werk erinnert in der Darstellungund Auffassung insbesondere der ethisch-sozialen Verhältnisse in den Kreisen der Offiziere und höheren Beamten auffällig an den G. Reuter'schen Roman „Aus guter Familie", wie auch die weibliche Hauptfigur in beiden Werken ziemlich gleich angelegt ist. Und doch ist die Gesammtwirkung der beiden Arbeiten eine durchaus verschiedene: der Viebig'sche Roman wird von einer gesunderen Luft durchweht, ebenso sieht die Verfasserin desselben klarer, mutiger ins Leben, sieht dieses überhaupt schöner, als Gabriele Reuter, deren Wirken man deutlich anmerkt, daß sie die Welt nur durch die Brille eingefleischter Vorurteile beobachtet. Diese Vorurteile wenden sich hauptsächlich gegen die landläufige Mädchenerziehung, die ihrer Meinung nach nichts weiter ist als eine Züchtung für den Ehemarkt, eine Beschränkung des natürlichen Wissens und Empfindens, und förmlich zur Heuchelei zwingt. Auch die Viebig kennt und verurteilt diese Mißstände im Erziehungsleben des Weibes, aber während Gabriele Reuter dieselben für unbesiegbar hält, glaubt sie an eine kraftvolle Individualität, die trotz allen versuchten Schablonenzwanges ihr Selbst mutig zur Geltung zu bringen weiß. Ihre Heldin ist dementsprechend gestaltet, und wir würden auch ohne den Hinweis auf ein späteres Eheglück, von derselben den Eindruck eines guten und körperlich wie geistig kerngesunden Menschen mit fortnehmen, während dieses selbe Mädchen, in der Reuter'schen Auffassung, dem Siechtum, ja dem Irrsinn verfallen sein müßte. Der gleiche Unterschied macht sich

auch in der sonstigen Darstellung bemerkt; beide Verfasserinnen haben einen scharfen Blick für das Kleinliche und Verwerfliche in den gesellschaftlichen Beziehungen, aber während in dem Reuter'schen Romane nur jenes veranschaulicht wird, beweisen uns die „Rheinlandstöchter“, daß ihre Schöpferin von solcher Einseitigkeit der Anschauung weit entfernt ist. Sie sieht weiter und tiefer und weiß der Seelengröße und dem Herzensadel gerecht zu werden, auch wenn sie versteckt liegen oder sich in absonderlichen Formen äußern. Dadurch gelang ihr eine außerordentlich glückliche Kontrastwirkung, die dem Gegenstücke „Aus guter Familie“ gänzlich abgeht. Vorzüglich sind die Rheinlandstöchter geschildert, die dem Werke seinen Titel gaben: zuerst die Hauptfigur darunter, die heißblütige, energische „Nelda“. Sie geht aus allen qualvollen Eindrücken einer leidenschaftlichen, aber unerwidert bleibenden Liebe sieghaft hervor, ohne innerliche und äußerliche Verkümmerung. Von mächtig ergreifender Wirkung ist ferner das allmähliche Heranwachsen der „Agnes“ von einem schüchternen, unselbständigen bräutlichen Mädchen zu der charakterstarken Frau und Mutter, die um des Kindes willen das erniedrigende Zusammenbleiben mit dem ungetreuen Gatten erträgt. Auch die Nebenfigur der „Anselma“ hinterläßt einen starken Eindruck durch den Zug von edlem Stolz, der sie im letzten Augenblick noch von der Schmach des Ehebruchs zurückhält. Diesen Töchtern aus guten Familien steht als prächtig erdachter Gegensatz das Naturkind aus der Eifel, die „Vesa“ gegenüber, der die Liebe nichts mehr, aber auch nichts weniger, als ein Naturtrieb ist, dem eben Genüge gethan werden muß. „Is et net mit dän, dann is et mit dän, mer muß nehmen, wat sich biet! Mannesleut giebt et ja genug, un wofor sin dann die Mädercher da!“ so philosophiert sie in ihrer urwüchsigen Manier und fragt wenig darnach, ob der sittsam erzogenen Städterin ihre Moral zusagt. Die in der Eifel spielenden Scenen führen außer diesem vorzüglich gezeichneten Mädchentypus noch eine außerordentlich charakteristische Figur in dem alten Bürgermeister von Manderscheid vor. Was an diesem Manne Großes und Gutes ist, das lernte er von der Natur: „Herr Gott, wenn ich so alle Tag die Berge anseh und im Wald die Bäume und Wasser rauschen hör', da sag ich mir: o du mein Schöpfer, wenn du mir Wurm so was Herrliches aufgebaut hast, wie darf ich da dem Mitmenschen was entziehen?“ Dieses, wie sein ferneres Wort: „Lieg nur einmal so recht fest an der Brust der Natur, dann kriegst du hellere Augen“, ist bezeichnend für die verständnisvolle Naturliebe der Verfasserin, die auch ihren landschaftlichen Schilderungen eine wohlthuende Wärme und Sicherheit verleiht, überhaupt als die Grundkraft

ihres bisherigen Schaffens bezeichnet werden kann. Aus dem Figurenreichtum des Romans wollen wir noch als besonders gelungen die kleinliche, nörgelnde Regierungsrätin und den Stockberliner Schmolke hervorheben, beides vorzüglich ausgearbeitete Charakterbilder, die trotz aller grotesken Komik doch nie die feinen Linien des Natürlichen überschreiten. Wie überhaupt der Verfasserin nachgerühmt werden muß, daß sie sich nach jeder Richtung vor Übertreibungen zu hüten weiß. Sie läßt sich so wenig zum Schönmalen, wie zur Schwarzseherei verführen, und dieser sichere Takt in der Behandlung ihrer Themata sichert ihrer Darstellung den Eindruck der Wahrscheinlichkeit. Die vielfach sich kreuzenden, kunstvoll zu einem Gesamtbilde vereinten Fäden der Handlung halten die Aufmerksamkeit des Lesers stetig gefesselt, seine Antheilnahme wird in hohem Grade geweckt, und die glückliche, aus den Charakteranlagen geschickt entwickelte Lösung der klargelegten Konflikte gewährt ihm eine volle Befriedigung. Einzelne scharfe Schlaglichter, die die Verfasserin auf das Sinnenleben der weiblichen Jugend fallen läßt, macht das Buch allerdings nur zur Lektüre für reifere Leser tauglich; der Frauenwelt jedoch können wir es warm empfehlen.

Die Nation: Giebt es etwas Schöneres für die Kritik als einem jungen, noch unbekannten Schriftsteller zu sagen, daß er Talent hat? Ich glaube, daß sie Clara Viebig das zusichern darf. — — — — — — — — — — — — — — — — —
Einen festen Griff, der stofflich Interessantes sicher packt, wird man sofort gewahr. Ueberall Handlung und Bewegung, und immer ist die Handlung interessant. Clara Viebig liebt die aufregenden Begebenheiten und die starken Konflikte, bei denen es Ehre und Leben gilt. Und sie weiß sie mit ganz kräftigen Zügen zu gestalten. Fast hinter jeder ihrer Erzählungen „Kinder der Eifel“ steht der Staatsanwalt, und da, wo er wirklich einmal auftritt, hat sie ihn charakteristischerweise im Einklang mit seinem Wesen „Milde“ genannt: sie selbst möchte solch ein litterarischer Staatsanwalt sein, der in dem Verbrecher den irrenden Menschen sieht. Und ich mag ihren Zug zum stofflich Aufregenden nicht tadeln, zumal er bei ihr aus reicher Phantasiethätigkeit stammt. Darin liegt überhaupt ein entscheidendes Merkmal der heutigen Frauenlitteratur: sie ist reich an frei gestaltender, spielender Phantasie. Es giebt sich eine Schaffensfreudigkeit und Schaffensleichtigkeit darin kund. — — — —
Es ist ein sympathisches Thema, das C. Viebig für ihren Roman „Rheinlandstöchter“ gewählt hat. Ein junges Mädchen steht im Mittelpunkt des Buches, das eigene Wege sucht, ohne sich vorerst *seinen* Weg vorzeichnen zu können. Sie wird unglücklich in ihrer Liebe. Und dann geneset sie an dem Unglück

anderer, das ihr Liebe- und Lebensfähigkeit wiedergiebt. Ein jugendliches und frisches Kraftgefühl spricht aus dem Buche. Es ist das Thema von der erlösenden Macht der Liebe.

Düsseldorfer Neueste Nachrichten: Seit einem Zeitraum, der kaum nach Jahren zählt, wird der Name C. Viebig auf dem litterarischen Markt genannt. C. Viebig ist eine Dame, Frau oder Tochter eines Staatsanwaltes, wie Fama behauptet, deren Wiege in Düsseldorf gestanden haben soll. Genaueres darüber konnte ich nicht erfahren; es ist auch nebensächlich, denn wenn die Verfasserin auf dem Wege fortfährt, den sie mit ihren „Rheinlandstöchtern" und „Kindern der Eifel" eingeschlagen hat, so wird sie bald dem großen Lesepublikum eine Bekannte und Vertraute werden. Das letztgenannte Werk, bei F. Fontane u. Cie. in Berlin erschienen, liegt mir zur Besprechung vor. Es enthält sieben Novellen, die sämmtlich im Gebiete der Eifel spielen und nicht nur die Gegend meisterhaft schildern, sondern auch von scharfer Beobachtung der Charaktere, des Empfindens und der Ausdrucksweise der Eifelbewohner Zeugnis ablegen. Es ist nicht ganz leicht, sich in den Dialekt, den die Verfasserin gründlich zu beherrschen scheint, hinein zu lesen; hat man aber die erste Scheu davor überwunden, so wird man durch die lebhafte und fesselnde Vortragsweise angenehm erfreut und überrascht.

Ein gesunder Realismus, der oft die äußersten Consequenzen zieht, spricht aus diesen sieben Novellen; die Verfasserin ist nichts weniger als prüde und greift mit männlicher Kraft, stellenweise mit Derbheit zu, nennt auch ohne jegliche Ziererei die Dinge beim rechten Namen. Auffallend oft spielt die mißbrauchte jungfräuliche Ehre eine Rolle in diesen Schilderungen und ein Hauch starker Lebenskraft und heißer Sinnlichkeit weht uns nicht selten mit beklemender Schwüle entgegen. In den vier größeren Erzählungen „Simson und Delila", „Am Totenmaar", „Die Schuldige" (später unter dem Titel „Barbara Holzer" von der Verfasserin zu einem Drama verarbeitet) und die „Die Cigarrenarbeiterin" bilden die aus sittlichen Verirrungen entstehenden Konflikte den Angelpunkt, um den sich die Handlung dreht. Das wäre unter Umständen schwer zu ertragen, wenn C. Viebig es nicht verstände, Gestalten und Lokal mit einem starken poetischen Reiz auszustatten und die Theilnahme des Lesepublikums so energisch zu fesseln, daß man den Schicksalen ihrer bäuerlichen Helden und Heldinnen mit Spannung folgt. Etwas mehr Romantik, als die Eifel und ihre Bewohner im Allgemeinen besitzen mögen, trägt die Verfasserin in ihre Novellen hinein; aber ich bin der letzte, der sie darum tadeln möchte, denn diese Romantik ist ein unerläßliches Gegengewicht

gegen den schon erwähnten realistischen Grundzug ihrer litterarischen Gemälde.

Man konstruirt sich nach den Werken ihrer Federn gern ein Bildniß der Autoren. Nicht selten ist man enttäuscht, wenn man ihnen in der Gesellschaft gegenübertritt, wenn sie, um mit Jul. Wolff zu reden ihren Lorbeerkranz in der Garderobe abgelegt haben und uns nun im Frack und weißer Halsbinde, eventuell auch im „Rock des Schlafes“ begrüßen. Aber bei C. Viebig schließt man doch wohl mit Recht aus dem, was sie sagt, und vielleicht noch mehr aus dem, was sie nur erraten läßt, auf eine interessante und starke Persönlichkeit. Ländliche Verhältnisse und Charaktere sind der Gegenstand ihrer Darstellungen; tief in die Hütten der Armut und des Elends hat sie den Blick versenkt, Leidenschaften, Verirrungen, Haß und Rachsucht sind ihr so vertraut, wie die heiße hingebende Liebe Nur in einigen der kleineren Skizzen, z. B. im „Osterquell“, und etwa noch in „Margrets Wallfahrt“ kommt sie zu einer Lösung im höheren, versöhnenden Sinne. Andere wieder, wie das herbe „Am Totenmaar“, lehren uns den knorrigen Eifel-Bauern kennen, dem ein Diebstahl ein schlimmeres Verbrechen dünkt, als das, was „dat Suß“ (Susanne Endenich in „Simson und Delila“), als „e su e kle Malör“ bezeichnet. So müssen wir denn auch die Figuren nehmen, wie sie sind, hart und eckig, wild und unbändig und nur ausnahmsweise in milderen und harmonischen Linien gezeichnet. Aber wenn man dann wieder liest, wie z. B. in der „Schuldigen“ der Staatsanwalt plötzlich im tiefen Walde der fast wie ein Wunder wirkenden Erscheinung der Barbara gegenübersteht, wenn man später Zeuge ihres Schmerzes um das ihr entrissene Kind ist, so möchte man doch weder die Gestalten noch die Schilderungen anders, als C. Viebig sie uns bietet: (Folgt längerer Abschnitt aus „Die Schuldige.“)

Diese Probe statt einer Analyse sämtlicher Novellen. Ich glaube, daß es manche Leserin danach wohl gelüsten dürfte, das interessante Buch näher kennen zu lernen.

Rheinisch-Westphälische Zeitung. Eine wahrhaft gelungene Sammlung glücklich geschilderter Charaktere wird dem Leser in diesem Roman vorgeführt, verbunden mit lebenswahrer Charakterisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse einer rheinischen Stadt, in welcher der Verfasser offenbar außerordentlich gut bewandert ist. Eine glückliche Schilderung der eigenartigen Schönheiten des Eifellandes mit seinen oft unvermittelt auftretenden Naturereignissen krönt das Ganze. Für den Leser, namentlich für den mit den Verhältnissen vertrauten, ist solche Lektüre ein wirklicher Genuß.

St. Galler Blätter. Die Handlung des Romans ist von Anfang an bis zum Schlusse fesselnd, nirgends treffen wir nur zwei oder drei Seiten, die wir gerne überschlagen möchten. Die Charaktere sind scharf gezeichnet. Wir gönnen dem Buche seinen Erfolg; es hat ihn verdient.

Nordd. Allgem. Zeitung. Von allem, was wir dem kraftvollen Talente Clara Viebigs bisher verdanken, sind diese kurzen gedrungenen Novellen entschieden das Beste. Es macht sich in unseren Tagen, wie in Kunst und Kunstgewerbe, mit Macht auch in der Litteratur nach einer Periode des internationalen Eklektizismus das Bestreben geltend, den nationalen Sondercharakter wieder mehr zu scharfer Ausprägung zu bringen. In der Litteratur wird es auf diesem Gebiete naturgemäß zu weiterer Spezialisierung kommen müssen, da hier das Ausdrucksmittel, die Sprache, weit besser zur Erfassung der Stammessonderheiten und der landschaftlichen Sonderart geeignet ist, als die Mittel der Künste. So ist denn seit kurzem allenthalben ein gesunder Partikularismus — wenn man das Wort einmal brauchen darf — im Aufblühen: der Schlesier Gerhart Hauptmann, der Westpreuße Halbe, der Hamburger Gustav Falke, der Holsteiner Liliencron, der Rheinländer Wilhelm Schäfer, um nur einige herauszugreifen, geben in ihren Werken jeder Ausschnitte aus ihrer heimathlichen Natur und dem heimathlichen Leben mit teils bewußter, teils unbewußter scharfer Ausprägung der Wesensmerkmale. Und zu ihnen tritt nun Clara Viebig mit ihren Eifel-Erzählungen. Das Gebiet der oberen Mosel, die Gegend um Trier, Ehrang, Kyllburg hat sie für weitere Kreise eigentlich erst litterarisch entdeckt. Selbst ein Kind des Eifellandes, kennt und liebt sie die Heimat mit allen Fasern der Seele. Sie weiß die schwermütige Einsamkeit der öden Hochplateaus ebenso wie die rauschende Pracht der Buchenwälder zu erfassen. Sie ist tief in das naive Fühlen der frommen Bevölkerung eingedrungen und versteht ihr Denken und ihre Sprache, als wäre sie in ihrer Mitte aufgewachsen. Der sichere psychologische Instinkt verbindet sich mit einem feinen Naturgefühl, das namentlich in der ersten und zweiten Erzählung die Dichterin dazu befähigt, die Handlung mit einem wunderbar stimmungsvollen Rahmen zu umkleiden. Die Kunstform der kurzen Novelle liegt Frau Viebig vortrefflich; sie hat eine entschiedene Begabung für die kurze, packend sich aufbauende Erzählung; wir glauben sogar, trotzdem ihr erster Versuch auf dramatischem Gebiet kein voller Erfolg war, daß ihr das Drama besser liegt als der weit ausholende, breit angelegte Roman. Denn sobald es darauf ankommt, größere Stoffmassen zu bewältigen, scheint es, als wüchse ihr die Arbeit über den Kopf, und die Fäden ent-

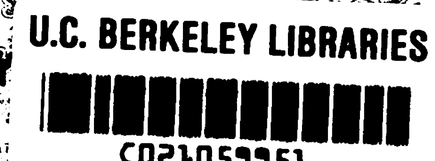
glitten ihrer Hand. Die Spuren konventionellen Schaffens, die wir in der „Cigarrenarbeiterin“ bemerkten, treten bei den übrigen Erzählungen nicht hervor; vielmehr macht sich hier überall ein Talent von kraftvoller Eigenart geltend, das uns noch manche Frucht verspricht. Ihr eigenstes Gebiet sind wohl die Frauen mit der wilden ungezügelten Leidenschaft im Herzen von der Art ihrer Heldin in „Simson und Delila“, der ersten und zugleich vollendetsten Erzählung des Bandes. Doch ist sie auch zarter, weicher, melancholischer Klänge fähig, wie „Das Miseräbelchen“ beweist. Ein Stück Leben, trostlos und öde wie die Eifel-Landschaft im Herbststurm, wird in der Novelle „Am Totenmaar“ entrollt. Ganz entgegengesetzt ist die Stimmung in dem rührend-treuherzigen Schlußstück des Bandes „Margrets Wallfahrt“. Einen erschütternden Herzenskonflikt behandelt mit leise tastender Hand und tiefem Ernst die kleine, künstlerisch komponierte Erzählung „Der Osterquell“, und „Die Schuldige“ endlich, die Unterlage für Clara Viebigs Drama „Barbara Holzer“, erschreckt fast mit dem Ausbruch dämonischer Wildheit und dem Sturme elementarer Leidenschaften, die hier vor uns aufgerührt werden. Es ist ein Stoff, der eine Kraft erfordert, die sich die meisten Schriftstellerinnen nicht zugetraut hätten, aber die Verfasserin verfügt über diese Kraft und bleibt sich konsequent bis zum Schluß.

Kölnische Zeitung: Wie die vor kurzem von uns besprochene Novellensammlung derselben Verfasserin „Kinder der Eifel“ verdient auch der vorliegende Roman volle Anerkennung. Auch hier äußert sich eine kräftig empfindende Natur von gesundem Idealismus, die gut beobachtet und über die Gabe einer erquickend frischen und temperamentvollen Darstellung verfügt. Das in der oben genannten Novellensammlung bewiesene Talent der Verfasserin, die Eigenart eines bestimmten Landstriches und seiner bäuerlichen Bewohner scharf und klar auszumalen, tritt in ihrem Roman, wenn er auch einige treffliche Bilder aus der Eifel enthält, weniger zutage, denn er spielt in höhern Gesellschaftskreisen, in deren Lebensanschauung und Lebensführung die Lokalfarbe durch die gleichmäßige Bildung abgetönt und verwischt ist. Das Buch enthält die Geschichte eines jungen Mädchens, das sich inmitten der Kreise, in denen die äußerliche gesellschaftliche Dressur häufig ertötend wirkt, zu einer starken und eigenartigen Persönlichkeit entwickelt. Trotzdem die bittere Enttäuschung einer leidenschaftlichen Liebe ihr lange Zeit das Leben hassenswert erscheinen läßt, gewinnt sie ihre schöne Selbstsicherheit und jene heitere Ruhe zurück, die weit entfernt von der schlaffen Gleichgültigkeit der Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal ist; das Glück, das ihr endlich doch aufgeht und sie mit dem geliebten Manne vereinigt, vermag sie mit der

vollen Hingebung eines Weibes zu erfassen, das den ganzen Reichtum seines Empfindens in engen und unerquicklichen Verhältnissen zu behüten vermocht hat. Vor der Gefahr, einen Tendenzroman im Sinne der Frauenemancipation zu schreiben, ist die Verfasserin bewahrt worden, da ihr heller Blick für das Wirkliche gekünstelte Abstraktionen zurückdrängt, auch trifft uns trotz der nicht bemäntelten natürlichen Sinnlichkeit der Heldin nirgends der schwüle Hauch jener entsetzlichen Pseudophysiologie, die Frau Laura Marholm unentwegt verzapft.

St. Petersburger Zeitung: Zu den besseren Romanen der Gegenwart gehört das Werk einer neuen Autorin, die ich erst vor kurzem aus ihren vortrefflichen und kernhaften Novellen „Kinder der Eifel" kennen gelernt hatte und nun mit Interesse ihre Kraft an eine größere, umfassendere Aufgabe setzen sehe. „Rheinlandstöchter", Roman von C. Viebig hatte mich schon bei seinem ersten Erscheinen in der Romanwelt so stark gefesselt, daß ich ihn Stück für Stück las. Er schildert den Werdegang einer Frauenseele mit großer Feinheit und tiefem Verständnis. Die Heldin Nelda ist ein Charakter, der sich durch schwere, fast zum Selbstmord führende Prüfungen zu innerer Klarheit und Selbständigkeit durchringt, ohne dabei emancipiert zu werden. Nelda bleibt weiblich und entwickelt gerade ihre Weiblichkeit zu feinster Blüte. Der Gang der Erzählung ist spannend vom ersten Moment an, aber die Spannung ist keine grobe, aufregende, sondern eine ästhetische, künstlerische. Es ist viel Psychologie der Frauenseele im Buch, die bis in die letzte Regung zergliedert wird, aber es geschieht immer, auch wo sinnliche Gefahren der Heldin nahe kommen, in decenter Weise. Nelda, die in ihrer Selbstüberwindung, in ihrer Arbeit an sich und an andern so stark und so treu ist, eine gesunde Natur, ringt sich hindurch zum Glück, das sie nicht nur selbst empfindet, sondern auch schafft. Realismus in der Wahrhaftigkeit der Darstellung, Idealismus in der Gesinnung und Denkweise — das ist eine Kombination, die ich mir gern gefallen lasse.

Druck von Otto Thiele, Halle a. S.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C021059951



